

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg
Fakultät Wirtschaft und Soziales
Department Soziale Arbeit

Die Jugend als Sündenbock der Gesellschaft

-Warum Jugendliche heute als Risiko- und
Störungspotential gelten-

Bachelor- Thesis

Tag der Abgabe: 27. Februar 2012

Vorgelegt von: Jessica Wudke

Betreuender Prüfer: Prof. Dr. Gunter Groen

Zweiter Prüfer: Prof. Dr. Gerd Krüger

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	Seite 3
2. Lebensphase Jugend	5
2.1. Die Entwicklungsaufgaben	7
2.2. Schule und Ausbildung	8
2.3. Jugend als Risiko- Phase	10
2.4. Konsum- und Spaßgesellschaft	12
2.5. Peers und Subkulturen	14
2.6. Zwischenfazit	16
3. Jugendliche als Risiko- und Störungspotenzial	18
3.1. Jugendkriminalität und abweichendes Verhalten	20
3.2. Risikoverhalten	25
3.3. Multi-mediale Darstellung Jugendlicher	28
3.4. Gesellschaftliche Entwicklungen und deren Folgen	31
3.5. Zwischenfazit	33
4. Das Sündenbock-Modell	35
4.1. Die Funktionen des Sündenbockmechanismus	37
4.2. Die Persönlichkeit des Sündenbocks- Das Opfer	39
4.3. Der Sündenbockpraktiker- Der Täter	40
4.4. Formen von Sündenbockpraktiken	42
4.5. Gesellschaftliche Strukturen für Sündenbockjagden	43
4.6. Zusammenfassung: Die Jugend als Sündenbock der Gesellschaft	46
5. Fazit und Ausblick	49
6. Quellenverzeichnis	54
7. Eidesstattliche Erklärung	56
8. Anhang	57

Power Point von Herrn Prof. Dr. Krüger

*„... , so soll er den lebendigen Bock herzubringen.
Dann soll Aaron seine beiden Hände auf dessen Kopf legen und über ihm bekennen alle
Missetat der Israeliten und alle ihre Übertretungen,
mit denen sie sich versündigt haben, und soll sie dem Bock auf den Kopf legen und ihn durch
einen Mann, der bereit steht, in die Wüste bringen lassen,
dass also der Bock alle ihre Missetat auf sich nehme und in die Wildnis trage; und man lasse
ihn in der Wüste.“*

(3. Mose 16, 20-22)

1. Einleitung

Seit einiger Zeit finden Themen, wie die Jugendkriminalität, jugendliches „Komasaufen“ und die steigende Risikobereitschaft bei jugendlichem Freizeitverhalten, in den Massenmedien und in der Öffentlichkeit großes Interesse. Doch entsprechen die Darstellungen in eben diesen Medien auch den Tatsachen oder sind es eventuell eher überzeichnete Vorurteile und „Meinungsmacherei“?

Die multimediale Darstellung Jugendlicher zeichnet ein Bild, das alle jungen Menschen als faul, unwillig, aggressiv und hochgradig risikofreudig abstempelt. Der besondere Zündstoff für stereotype Einstellungen ergibt sich dabei aus jugendtypischen Problemverhaltensweisen wie Aggressivität und Fremdenfeindlichkeit, Drogenkonsum und Hyperaktivität (vgl. Hurrelmann 2010, 24). Diese sind mitunter Resultate der problematischen und ungesicherten Lebenssituationen. Die Verhaltensweisen werden jedoch von vielen Erwachsenen als alleiniges Indiz für die unverantwortliche Entwicklung der Angehörigen der jungen Generation gesehen (vgl. Hurrelmann 2010, 24).

Wenn die Realität und die aktuelle Darstellung und Wahrnehmung jugendlichen Verhaltens so drastisch auseinander klaffen, ist die Annahme nahe liegend, dass es dafür einen Grund gibt. Der These zur Folge, wird dadurch ein Sündenbock für die Gesellschaft geschaffen. Ein Sündenbock um soziale Ängste, Unsicherheiten und Orientierungslosigkeiten in Zeiten von Enttraditionalisierung, Entstrukturierung, Globalisierung und Individualisierung, Existenzängsten und Sorge um eine eventuelle Wirtschaftskrise ableiten zu können. Sind Menschen frustriert, unglücklich oder verängstigt, richten sie ihre Aggressionen auf Gruppen, die unbeliebt, leicht identifizierbar und machtlos sind. Diese gemeinsame Sündenbocksuche in Krisenzeiten hat dann wiederum eine identitätsstiftende Funktion für die Bevölkerungsmehrheit, die Ängste werden kanalisiert und bekommen durch eine falsche kausale Verbindung von Bedrohung und Sündenbock einen Adressaten.

Auch wenn man berücksichtigt, dass sich eigentlich schon seit der Antike (spätestens seit Sokrates) die ältere über die jüngere Generation beschwert, so nimmt die aktuelle Wahrnehmung, Darstellung und Verurteilung Jugendlicher groteske Formen an. Was es aber für einen Heranwachsenden heißt, für aktuelle Geschehnisse die Schuld zu bekommen, wird nicht berücksichtigt. In einer äußerst kritischen und relevanten Phase wird der gesamten jungen Generation eine zu schwere Bürde auferlegt (vgl. Hurrelmann 2010, 68).

Denn im gleichen Zeitraum, in dem sich wichtige biophysische Gestaltveränderungen und individuelle Persönlichkeitsformungen abspielen, werden von Jugendlichen mit massivem Nachdruck soziale Integrationsleistungen abverlangt, insbesondere die soziokulturelle Anpassung und die ökonomisch relevante Qualifizierung (vgl. Hurrelmann 2010, 68). Aus der Dichte und Vielfalt von Entwicklungsaufgaben in dem knappen Zeitraum dieser Lebensspanne können sich Belastungen ergeben, wenn die Bewältigungskompetenzen nicht ausreichen (vgl. Hurrelmann 2010, 68).

Viele, wahrscheinlich sogar die meisten, der sozial, psychisch und körperlich „auffälligen“ Verhaltensweisen Jugendlicher können somit als Symptome für Überforderungen gedeutet werden (vgl. Hurrelmann 2010, 10). Dies wiederum drückt die Problematik aus, die Jugendliche bei der Entwicklung und Annahme ihres Körpers, der Entfaltung von Individualität und Identität, der sozialen Integration in die verschiedenen Lebensbereiche der Gesellschaft und der Assimilation mit der physischen Umwelt zu bewältigen haben (vgl. Hurrelmann 2010, 10).

Der großen Mehrheit der Jugendlichen gelingt nach wie vor die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben. Zugleich wächst allerdings die Größe der Minderheit an, die durch die Anforderungen überlastet ist (vgl. Hurrelmann 2010, 10). Dieser Minderheit von Jugendlichen, heute schon etwa ein Fünftel eines Jahrganges, droht die soziale Desintegration

und das Risiko einer psychischen und gesundheitlich unbefriedigenden Persönlichkeitsentwicklung (vgl. Hurrelmann 2010, 10).

Ziel dieser Arbeit soll deshalb sein, die Sündenbocktheorie darzustellen, psychologisch zu begründen und eventuell zu widerlegen. Es soll auf ein aktuelles Phänomen aufmerksam gemacht werden, die zumeist unbewussten psychologischen Vorgänge und Hintergründe offengelegt und dadurch eine Möglichkeit der Durchbrechung der Sündenbockpraktiken in Bezug auf die Jugendlichen geschaffen werden. Dadurch soll im besten Fall ein größeres Verständnis für Jugendliche und den multifaktoriellen Anforderungen und Belastungen mit denen sie zurecht kommen müssen, entstehen. Was letzten Endes einen anderen Umgang mit Heranwachsenden und für bzw. in den Bereichen der Jugendarbeit nach sich ziehen würde. Die Frage ist, ob Jugendliche wirklich ein Risiko- und Störungspotenzial für die Gesellschaft darstellen oder ob sie dazu gemacht wurden, um zum Beispiel das subjektive Sicherheitsgefühl zu befriedigen und zahlreiche polizeiliche Maßnahmen zu legitimieren. Zu diesem Zweck werden im ersten Teil der Thesis die körperlichen, psychischen, sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Anforderungen an Jugendliche beschrieben. Ebenso wie die normativen Hintergründe dieser Anforderungen, deren Veränderungen in den letzten Jahren und die dadurch belastenden Umstände mit denen die junge Generation der Gegenwart aufwächst.

In den darauf folgenden Kapiteln wird auf einige öffentliche Meinungen und Darstellungen von bzw. über Jugendliche eingegangen. Hier wird mit Daten, Zahlen und Fakten mit Vorurteilen und Plattitüden aufgeräumt, einige jugendliche Verhaltensweisen erklärt und Hintergründe sowie psychologische Zusammenhänge aufgedeckt. Ebenso erfolgt eine Beschreibung der aktuellen gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen und Umbrüche und den Folgen für Jugendliche und Erwachsene.

Die Darstellung der Sündenbocktheorie nimmt den dritten Teil ein. Dort wird eine Verknüpfung zwischen den gesellschaftlichen Entwicklungen für junge Menschen und dem Modell erstellt. Es werden zudem psychologische Erklärungsmuster für die Sündenbocksuche aufgezeigt und warum sich gerade Jugendliche so gut als Sündenböcke anbieten.

Abschließend fasst ein Fazit die Arbeit zusammen und gibt einen Ausblick auf Veränderungsmöglichkeiten im Umgang mit Jugendlichen und Heranwachsenden.

Ziel der Bachelor- Thesis soll es sein, Jugendliche in ihrer Individualität, ihrer Entwicklungsbesonderheit und Entwicklungsformbarkeit darzustellen. Dabei geht es um eine jugendzentrierte Position, um eine anwaltliche Parteinahme, darum, die Entwicklungs- und Partizipationschancen der Jugend einzuklagen und ihr Anderssein zu verteidigen, weil jugendliches Anderssein die Innovation ist, ohne die eine Gesellschaft erstarrt (vgl. Dollinger 2010, 360). Jugendliche haben zur Zeit fast keine Lobby, ihnen soll hier eine Stimme gegeben werden und eine Reihe bedenklicher Entwicklungen und Risiken im Hinblick ihres Aufwachsens in dieser Gesellschaft aufgezeigt werden.

Letzten Endes hat dies auch Auswirkungen auf die Soziale Arbeit. Denn die positiven oder negativen Grundannahmen über Jugendliche werden die Jugendarbeit mit all ihren Bereichen und Facetten stark beeinflussen. Diese Grundannahmen prägen auch die jugendpolitischen Entscheidungen, vor allem im Hinblick auf die Finanzierung der einzelnen Maßnahmen, Projekte und Angebote.

Im Folgenden soll ein Phänomen in der Gesellschaft beschrieben werden. Dabei ist nicht in erster Linie relevant, dass Mädchen und Jungen anders mit Anforderungen, Druck und Stress umgehen. Es ist auch nicht vordringlich relevant, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund unter noch schärferen Beeinträchtigungen bzw. anderen Belastungen zu leiden haben.

Deshalb wird in der vorliegenden Thesis nur eine einheitliche Formulierung von Jugendlichen, Heranwachsenden, u.ä. gewählt. Es möge sich dabei keiner diskriminiert oder vergessen fühlen. Das Phänomen, das die Jugend als Sündenbock da stehen lässt, ist als

Ganzes aber schon erschreckend genug und gilt für die gesamte junge Generation mit all ihren individuellen und persönlichen Unterschieden.

Des Weiteren werden zur besseren Lesbarkeit und Vermeidung von Wiederholungen Begriffe wie Heranwachsende, Mitglieder der jungen Generation u.ä. synonym für Jugendliche verwendet. Die rechtliche Definition bleibt dabei unbeachtet, da diese Unterscheidung für das folgende Thema irrelevant ist.

2. Lebensphase Jugend

Die Phase der Kindheit geht direkt in die Phase der Jugend über. Der Übergang ist fließend und der Abschluss dieser Lebensphase wird immer schwieriger zu definieren. Das Jugendalter umfasst das Alter von 12 bis 21 Jahren und wird im weitesten Sinne auch als Adoleszenz bezeichnet. Im engeren Sinne wird sie als Pubertät beschrieben, jene Phase, wenn die seelischen und leiblichen Reifungsvorgänge im Vordergrund stehen. Die Zeit zwischen dem 14. bis 17. Lebensjahr ist die intensivste Zeit des Wandels (vgl. Böhnisch 2008, 153).

Eine weitere Kategorisierung findet seine Entsprechung in der Unterscheidung der frühen Jugendphase in einem Alter von 12 bis 17 Jahren in der pubertären Phase, die mittlere Jugendphase in einem Alter von 18 bis 21 Jahren in der nachpubertären Phase und dem Abschluss der Lebensspanne in der späten Jugendphase in einem Alter von 22 bis 27 Jahren (Heranwachsende) als Übergangszeit auf die Erwachsenenrolle (vgl. Hurrelmann 2010, 41).

Die Pubertät bei Kindern und Jugendlichen hat sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich vorverlagert. Allerdings sind die damit verbundenen, oft krisenhaften Entwicklungs- und Wandlungsprozesse der Persönlichkeit weitestgehend die Selben geblieben (vgl. Böhnisch 2008, 153). Im Jugendalter werden durch dramatische psychosexuelle und emotionale Entwicklungsprozesse neue Balanceleistungen der Identität erforderlich. Das heißt, dass es eine Reihe von Entwicklungsbesonderheiten des Jugendlebens gibt, die es im Umgang mit ihnen zu berücksichtigen gilt (vgl. Reinders 2003, 25).

Während der Jugendphase müssen einige (normative) Entwicklungsaufgaben positiv bewältigt werden, um ein vollwertiges Mitglied dieser Gesellschaft werden zu können. Diese Bewältigung beinhaltet soziale Ansprüche an die Persönlichkeitsentwicklung Heranwachsender und gehört zur Handlungsfähigkeit eines jeden Menschen in dieser Gesellschaft (vgl. Popp 2005, 68). Die Entwicklung der Persönlichkeit wird im Wesentlichen als Anpassung an gesellschaftliche Strukturen und Normen verstanden (vgl. Hurrelmann 2010, 49). Damit der Jugendliche, der zwar „nicht mehr“ Kind, aber eben auch „noch nicht“ erwachsen ist, ein mündiger Bürger werden kann, muss er sich stark an den Werten, Normen und an der Moral der Elterngeneration orientieren, reiben und von ihr lernen. Einiges davon wird in das individuelle Handlungsrepertoire aufgenommen und vermischt sich mit eigenen neuen Erfahrungen, Vorstellungen, etc. (vgl. Reinders 2003, 25).

Die Jugend gilt, eigentlich seit der Renaissance, als Symbol für Fortschritt, Innovation, Zukunft und alles Neue ohne Rücksicht gegenüber dem Alten. Dieser Veränderungs- und Umgestaltungswille der Jugend ist Grundlage von bzw. für Wandel und Innovationen und somit grundlegend für eine Gesellschaft, bzw. für deren Fortbestand (vgl. Böhnisch 2008, 143).

Jugendliche sind heute jedoch zu „Jongleuren“ verschiedenster, sich verschärfender Anforderungen geworden. In dieser Gesellschaft zu bestehen, ohne zu zerbrechen, ist für Heranwachsende zu einer eigenen Herausforderung geworden (vgl. sueddeutsche.de). Sie müssen eine hohe Kompetenz der persönlichen und biografischen Selbstorganisation aufbauen, wenn sie die Anforderungen der körperlichen und psychischen Innenwelt und der sozialen und physischen Außenwelt bewältigen wollen (vgl. Hurrelmann 2010, 9). Jeder

einzelne Jugendliche ist bei der Bewältigung der Lebensanforderungen weitgehend auf sich selbst gestellt ist (vgl. Hurrelmann 2010, 9).

Die sozial- und arbeitsmarktpolitisch in die Länge gestreckte Lebensphase Jugend wird von den Angehörigen der so genannten „Erwachsenengeneration“ oft als eine Zeit des Moratoriums, des zwecklosen Verweilens in der Gesellschaft ohne feste Perspektive und ohne Verantwortung wahrgenommen (vgl. Hurrelmann 2010, 23). Hierin liegt ein Ausgangspunkt für viele stereotype und klischeehafte Vorurteile gegenüber der jungen Generation (vgl. Hurrelmann 2010, 23). Jugendliche werden als unreif, unfertig und unmündig empfunden. Die starke Hinwendung zu Freizeit- und Konsumaktivitäten wird als Verfall von Arbeitswerten wahrgenommen, ihr geringes Engagement im politischen und im sozialen Bereich gilt vielen Erwachsenen als Abwendung von der Gesellschaft (vgl. Hurrelmann 2010, 24). Dem Idealbild von Jugend stehen Jugendgewalt, Drogenkonsum im weitesten Sinne und die „Null-Bock-Haltung“ gegenüber. Die mediale Darstellung und die gesellschafts-politischen Debatten über das riskante Freizeitverhalten, die fragwürdige politische Einstellung Jugendlicher und die befremdlich wirkenden subkulturellen Verhaltensweisen tun ihr übriges (vgl. Hurrelmann 2010, 24).

Dadurch wird Jugendlichen unter anderem oft ein marginaler (randständiger) sozialer Stellenwert im gesellschaftlichen Gefüge zugesprochen. Sie repräsentieren einen Lebensabschnitt, in dem „die Hormone verrückt spielen“ und die sozialen Haltungen und Wertorientierungen eine unberechenbare Dynamik annehmen können. Denn Jugendliche setzen sich in dieser „formativen“ Phase der Persönlichkeitsfindung in kritischer und selbstkritischer Reflexion sowohl mit den gesellschaftlichen Deutungsangeboten und Handlungsanforderungen, als auch mit der eigenen Kompetenz zu deren produktiver Aneignung und Bewältigung auseinander (vgl. Hurrelmann 2010, 31). Das von den Erwachsenen angebotene Weltbild und die dabei zugrunde gelegten Wertorientierungen werden von Jugendlichen systematisch nach ihrer Deutungsleistung abgefragt. Defizite, Leerstellen und Widersprüche werden sensibel erkannt und heftig kritisiert (vgl. Hurrelmann 2010, 31). Die Suche nach Orientierung und Sinngebung ist für die Phase Jugend charakteristisch, jedoch kann diese Suche nach dem Lebenssinn zugleich Ausgangspunkt und Auslöser für heftige Orientierungs- und Selbstwertkrisen sein (vgl. Hurrelmann 2010, 31). Die permanente Neuorganisation der Persönlichkeitsstruktur und der Handlungskompetenzen wird dadurch erschwert, dass die normativen Vorgaben und Erwartungen sehr komplex und oft sogar widersprüchlich sind. Sie werden auch nicht eindeutig von der sozialen Umwelt an die Jugendlichen herangetragen, sondern müssen oft durch eigenaktives Verhalten erschlossen werden (vgl. Hurrelmann 2010, 68-69). Die Vielfalt der Informationen und Meinungen wirkt auf viele Jugendliche aus den eher benachteiligten Gruppen desorientierend und verunsichernd. Oft fehlen die sozialen und psychischen Kompetenzen für die Einordnung und Verarbeitung, weil die eigenen Erlebnis- und Erfahrungsräume schmal sind (vgl. Hurrelmann 2010, 150). Sie stehen vor der Herausforderung, die schnelle Veränderung von Körpermerkmalen, Gefühlslagen, Denkweisen und Antriebsenergien zu verarbeiten und zugleich soziokulturelle Anpassungs- und sozioökonomische Qualifizierungsleistungen zu erfüllen (vgl. Hurrelmann 2010, 157).

Die Statistiken zeigen, dass sich junge Menschen trotz aktueller Krisen, ihren Optimismus und positiven Glauben an die Zukunft bewahren, ebenso wie die im Jugendalter typische Unbeschwertheit. Es kann die ungeheure Energie bewundert werden, mit der Jugendliche ihr Leben trotz aller Widerstände gestalten und versuchen, ihre eigenen Ziele zu definieren und zu verwirklichen (vgl. Shellpresse).

2.1. Die Entwicklungsaufgaben

In der Jugendphase stehen insbesondere vier bedeutsame Entwicklungsaufgaben an, die wichtige soziale Felder umfassen und bearbeitet werden müssen.

Die erste Aufgabe ist die Entwicklung einer intellektuellen und sozialen Kompetenz, um selbstverantwortlich schulischen und beruflichen Qualifikationen nachzukommen. Ziel ist es, eine berufliche Erwerbstätigkeit aufzunehmen, um dadurch die eigene ökonomische Existenz als Erwachsener sichern zu können (vgl. Popp 2005, 69).

Als zweite Herausforderung steht die Entwicklung der eigenen Geschlechterrolle und das Bindungsverhalten zu Gleichaltrigen des eigenen und des anderen Geschlechts an.

Gleichzeitig soll der Aufbau einer heterosexuellen Partnerschaft ins Auge gefasst werden, die langfristig eine Grundlage für Familiengründung und die Erziehung eigener Kinder darstellen kann (vgl. Popp 2005, 69).

Die dritte Entwicklungsaufgabe beinhaltet die Ausdifferenzierung eigener Handlungsmuster zum verantwortlichen Umgang und der Nutzung des Freizeit-, Medien- und Konsumwarenmarktes. Ziel soll sein, einen eigenen Lebensstil zu entwickeln und mit diesen Angeboten umgehen zu lernen (vgl. Popp 2005, 69).

Als vierte und letzte große Aufgabe steht die Entwicklung eines Werte- und Normensystems und eines ethischen und politischen Bewusstseins an, das mit dem eigenen Verhalten und Handeln übereinstimmt. Dadurch wird die verantwortliche Übernahme gesellschaftlicher Mitgliedsrollen im öffentlichen, kulturellen und politischen Raum möglich. Dabei ist auch die künftige Rolle als Staatsbürger angesprochen (vgl. Popp 2005, 69).

Die einzelnen Entwicklungsschritte werden nicht linear nacheinander abgearbeitet. Die Entwicklung findet auf mehreren Ebenen gleichzeitig statt, wird in unterschiedlichen sozialen Bereichen vollzogen und bindet die Jugendlichen in ein immer komplexer werdendes Netz aus sozialen Erwartungen, Pflichten und Rollen ein (vgl. Popp 2005, 69).

Der Abschluss der Jugendphase und der Übergang zum Erwachsenenstatus ist dann vollzogen, wenn alle Entwicklungsaufgaben bewältigt, der Prozess der inneren Ablösung von den Eltern abgeschlossen und die Identitätskrise überwunden wurde (vgl. Popp 2005, 70).

In den letzten Jahren hat sich jedoch viel dahingehend verändert, dass die Phase der Jugend nicht mehr eindeutig am Lebensalter festgemacht werden kann. Immer längere Ausbildungszeiten und ein niedriger ökonomischer Status verzögern oftmals die Trennung vom Elternhaus (vgl. Hurrelmann 2010, 140). Die Enttraditionalisierung ist in der Familie angelangt und hat eine Pluralisierung der Lebensentwürfe und Beziehungsvorstellungen (zum Beispiel homosexuelle Partnerschaften, unverheiratete Paare und Paare ohne Kinder) mit sich gebracht (vgl. Hurrelmann 2010, 140).

Hinzu kommt, dass einer immer größeren Minderheit die Auseinandersetzung mit dem Konsumwarenmarkt nicht zur Verfügung steht, da ihnen schlichtweg die ökonomischen Mittel fehlen. Sie müssen sich in Verzicht und den damit verbundenen Frustrationen üben und sind statt dessen teilweise direkt mit dem täglichen Überleben konfrontiert. Frühe Verschuldungen sind oftmals die Folge und mindern die Startchancen ins Erwachsenenleben (vgl. Hurrelmann 2010, 140).

Die Jugendphase hat somit ihren schützenden Charakter verloren. Hohe Anforderungen, prekäre Lebensbedingungen und Chancenlosigkeit auf einem unsicheren Arbeitsmarkt treffen die Jugendlichen unvorbereitet, da sie noch nicht die Möglichkeit hatten, Coping (Bewältigungs-) Strategien und Bewältigungsmuster zu entwickeln und aufzubauen, um diese Stresssituationen adäquat bearbeiten und lösen zu können. Die Entwicklungsaufgaben können aufgrund dieser zahlreichen Veränderungen in der Form nicht mehr bearbeitet werden.

Die Entwicklungsaufgaben des Jugendalters beziehen sich jedoch nicht nur auf die psychologische Komponente der Persönlichkeitsentwicklung, sondern sprechen auch die

gesellschaftliche Handlungsfähigkeit an. Jugendliche sollen während dieser Lebensphase in relevante gesellschaftliche Mitgliedsrollen hineinwachsen; denn das Jugendalter stellt einen Übergang zum Erwachsenenstatus dar (vgl. Popp 2005, 69-70). Die Erweiterung der Handlungsräume und die Konfrontation mit heterogenen Gruppen gehen daher auch mit einer Erweiterung bisheriger Rollen einher (vgl. Popp 2005, 70). Die Auseinandersetzung mit dem „Außen“, die soziale Erweiterung der eigenen Persönlichkeit und Lebenswelt ist das soziale Ziel des pubertären Prozesses (vgl. Böhnisch 2008, 153).

Auf der psychosozialen Ebene geht das Jugendalter mit der zunehmenden Fähigkeit einher, abstrakte Kategorien zu verstehen und über sich selbst nachzudenken, sowie an zunehmend komplexeren Gruppeninteraktionen teilzunehmen, was sich in der Umgestaltung sozialer Beziehungen äußert (vgl. Scheithauer 2008, 13).

In soziologischer Hinsicht charakterisiert das Jugendalter den Prozess der Integration in relevante gesellschaftliche Rollen: Den künftigen Berufstätigen, Partner, Staatsbürger und Verbraucher (vgl. Popp 2005, 70). Das Ende der Jugend ist erst erreicht, wenn in allen relevanten Handlungsbereichen ein weitreichender Grad an Autonomie und Eigenverantwortlichkeit erreicht ist. Jugendliche erlangen damit die Voraussetzungen, kompetent in unserer Gesellschaft als zukünftige Verbraucher, Berufstätige, Geschlechtspartner und Staatsbürger agieren zu können (vgl. Popp 2005, 70).

Die Chance für erfolgreiche Sozialisationsprozesse (in denen Normen gelernt und internalisiert, aber auch schrittweise reflexiv verfügbar werden) sind an die ausgewogene Kombination zweier Modelle der Normvermittlung gebunden: das Autoritätsmodell und das Dialogmodell. Das erste Modell beinhaltet zum einen Lernen durch Instruktion und Identifikation, verbunden mit emotionaler Zuwendung. Das Dialogmodell ist gekennzeichnet durch Diskussion und Kooperation unter Gleichaltrigen (vgl. Thome 2007, 41). Das erste Modell ist primär an die Eltern- (oder Lehrer-) Rolle, das zweite an die Rolle der Peers (unter Gleichaltrigen) gebunden (vgl. Thome 2007, 41).

2.2. Schule und Ausbildung

Der Bildungsaspekt ist Dreh- und Angelpunkt für das Verständnis der modernen Jugend geworden. Denn neben der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben und der Identitätsbildung, ist die Schul- und Ausbildungsphase wichtigster Bestandteil der jugendlichen Entwicklung.

Kinder und Jugendliche sollen durch Erlangung verschiedener Abschlüsse und Qualifikationen den Weg ins Erwerbsleben finden (vgl. Böhnisch 2008, 170).

Neben der Familie ist daher die Schule die wichtigste Sozialisationsinstanz (vgl. Scheithauer 2008, 248). Dort lernen Jugendliche, wie sie sich präsentieren und durchsetzen können, soziale Regeln aushandeln und sich ihnen unterwerfen müssen, Diskriminierungen und Enttäuschungen verarbeiten und Anerkennung und Erfolg erleben (vgl. Hurrelmann 2010, 98).

Oftmals ist jedoch bereits die Wahl einer weiterführenden Schule nach der Grundschule bestimmend für den weiteren beruflichen Werdegang und den damit verbundenen sozialen Status. Entsprechend hoch ist der psychische und soziale Druck im System, der von den meisten Jugendlichen sensibel gespürt wird (vgl. Hurrelmann 2010, 99). So nehmen, durch den hohen Leistungsdruck in der Schule, psycho-somatische Erkrankungen und Störungen, Burn-out, Verweigerung und Essstörungen bei Kindern und Jugendlichen dramatisch zu. Es treten überdurchschnittlich häufig psychosomatische Beeinträchtigungen wie Konzentrations-schwierigkeiten, Schlafstörungen, Verdauungsstörungen und Rückenschmerzen auf (vgl. Hurrelmann 2010, 98). Forscher konstatieren, dass Kinder und Jugendliche verstärkt unter Druck stünden, weil bereits die Lebensphase Kindheit und auch die Jugendphase heute als

„Ernstraum“ begriffen wird, in dem viele Weichenstellungen für alle anschließenden Lebensbereiche getroffen werden (vgl. Albert 2010, 244).

Als zentrale gesellschaftliche Institution hat die Schule das Ziel, die systematische Bildung und Erziehung der Heranwachsenden zu gewährleisten. Dazu gehören sowohl die Anregung, der Aufbau und die Förderung von Fähigkeiten und Fertigkeiten als auch Hilfe bei der Herausbildung eines stabilen Selbstwertes zum Umgang mit Herausforderungen (vgl. Scheithauer 2008, 248).

Schulen spiegeln den Charakter heutiger Gesellschaften als Leistungsgesellschaft wider, weil sie den gesellschaftlichen Nachwuchs mit den Spielregeln einer Wettbewerbsgesellschaft vertraut machen, in der im Prinzip nur die individuelle Leistung über die Platzierung in einem Gefüge von sozialen Privilegien entscheidet (vgl. Böhnisch 2008, 171). Die Schule gehört somit zu denjenigen gesellschaftlichen Instanzen, in denen das Leistungsprinzip als Basis der Selektionsfunktion und damit der Vergabe von Privilegien in der reinsten Form in Kraft ist. Hierdurch soll die Schule den Jugendlichen Vorstellungen von sozialer Rangfolge und Erfahrungen von Erfolg und Misserfolg vermitteln, die auf die Lebensqualität im Arbeitsleben vorbereiten (vgl. Hurrelmann 2010, 94).

So wie die Jugendphase ist auch die Schule in den Sog gesellschaftlicher Druckwellen geraten: „Die Schule spiegelt die gesellschaftlichen Strukturen- und Chancenbedingungen wider, die sie als Institution selbst nicht beeinflussen kann“ (vgl. Böhnisch 2008, 171).

Die frühe Erfahrung des möglichen oder des tatsächlichen Scheiterns nagt am Selbstwertgefühl der Heranwachsenden. Sie erleben, dass die Bildungschancen und die Startbedingungen für gelingende Bildung ungleich verteilt sind (vgl. Böhnisch 2008, 143). Dazu kommen die Existenzsorgen und –nöte der unteren Schichten, die auch Jugendliche teilen und sie unter Umständen bereits früh mit einer gewissen Chancenlosigkeit konfrontieren.

Schulversagen und Scheitern an schulischen Leistungsanforderungen können zur Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls, zur sozialen Desorientierung und „Entfremdung von der Schulkultur“ führen und als Bedrohung der biografischen Entwicklungsperspektive empfunden werden. In der Schule geht es somit um harte Auseinandersetzungen, um interne Leistungsordnungen, Konkurrenzkampf und spätere soziale Positionen. Schule muss also bewältigt werden (vgl. Böhnisch 2008, 171-172).

Erfolg und Versagen haben dadurch eine hohe biografische Bedeutung im schulischen Bildungsprozess. Versagensereignisse werden von den Jugendlichen als empfindliche Rückschläge im Lebenslauf empfunden (vgl. Hurrelmann 2010, 96). Die hohe biografische Bedeutung der schulischen Erfolgs- und Misserfolgsbilanz wirkt sich auf die psychische und körperliche Befindlichkeit der Jugendlichen aus. So sind körperliche und psychische Auffälligkeits- und Belastungssymptome, Drogenkonsum und delinquentes Verhalten verstärkt bei denjenigen Jugendlichen anzutreffen, die sich in schwierigen schulischen Leistungssituationen befinden (vgl. Hurrelmann 2010, 96).

Die Leistungsanforderungen der Schule werden als unvermeidbar und formal gerechtfertigt verstanden und hingenommen (vgl. Hurrelmann 2010, 96). Ganz offensichtlich identifizieren sich die meisten Jugendlichen mit dem Leistungsprinzip und akzeptieren es als geeignetes Kriterium für die gesellschaftliche Verteilung von Chancen (LJ 98) Stellen sich die erwarteten und ersehnten guten Leistungen nicht ein, reagieren sie mit Nervosität und Unruhe, aus denen gesundheitliche Beeinträchtigungen erwachsen können (vgl. Hurrelmann 2010, 98-99).

Auch die versagenden Schüler haben die Anforderungen so stark verinnerlicht, dass sie die eigentliche „Schuld“ für ihr Versagen bei sich selbst suchen. Sie können ihre schmerzlichen Enttäuschungen und die damit verbundene Identitätsbedrohung nicht öffentlich innerhalb der Institution Schule artikulieren und abarbeiten. Was ihnen, außer Resignation, bleibt, ist eine mechanische und fast opportunistische Leistungsanstrengung, um vielleicht doch noch einen akzeptablen Schulabschluss zu erreichen. Gelingt auch das nicht, bleibt vielen Jugendlichen

als Ausweg nur noch ein Ausweichen auf Anerkennungsfelder jenseits der offiziellen Schulkultur, also ein sozial abweichendes Verhalten wie Aggressivität, Gewalt und Drogenkonsum (vgl. Hurrelmann 2010, 97). Nicht selten ist daher schulisches Leistungsversagen im Kindes- und Jugendalter verbunden mit einem breiten Spektrum an (gesundheitlichen) Auffälligkeiten sowie abweichenden und delinquenten Verhaltensweisen (vgl. Scheithauer 2008, 249).

Vor allem an Haupt- und Sonderschulen und dort vor allem bei den Jüngeren treten solche Verhaltensmuster auf. Schlechte Schulleistungen schwächen das Selbstwertgefühl der Jugendlichen und führen zu Anerkennungsdefiziten mit starken inneren Spannungen (vgl. Hurrelmann 2010, 97). Vor allem die männlichen Jugendlichen können diesem Druck meist nicht lange aushalten. Sie fühlen sich als die „Verlierer der Wettbewerbsgesellschaft“ und reagieren auf diese, für sie unerträgliche, Situation mit Unsicherheit und Beschämung, oft auch mit einem Rückgriff auf traditionelle Männerklischees mit Machtausübung und demonstrativer Ablehnung gegenüber Fremden und gesellschaftlich Schwächeren. Dahinter verbirgt sich eine irritierte und verängstigte Persönlichkeit, die den Spielregeln der „individualisierten“ Gesellschaft nicht gewachsen ist (vgl. Hurrelmann 2010, 97). Wie wissenschaftliche Analysen zeigen, liegen viele der persönlichen Ausgangsbedingungen in den unsicheren „Statuserwartungen“ der Jugendlichen und der teilweise uneingestanden Angst vor „sozialem Abstieg“ (vgl. Hurrelmann 2010, 98).

Einerseits verlangen Schule und Ausbildung erhebliche intellektuelle und soziale Energien ab, andererseits gelingt es nicht, eine eindeutige Verbindung zwischen dem Erlernten und den späteren Berufs- und Lebensperspektiven herzustellen. Bildungsperspektiven und Berufsgewissheit klaffen auseinander (vgl. Böhnisch 2008, 149). Deshalb müssen Jugendliche vermehrt individuell für eine gute Ausbildung Sorge tragen. Das garantiert ihnen zwar keinen entsprechenden Arbeitsplatz, schützt sie aber eher vor Arbeitslosigkeit und sozialer Deklassierung. Folglich denken viele Schüler mit fortschreitender Schulkarriere weniger in schulimmanenten Lern-, Leistungs- und Bildungskategorien, sondern betreiben biografieorientiertes Schulmanagement, d.h. sie kombinieren und dosieren die Fächer und Leistungen auf spätere berufliche Verwertbarkeit hin (vgl. Böhnisch 2008, 143). So stellt sich das schulische Bewältigungsproblem für die Mehrheit zuvörderst in der Vereinbarkeit zwischen offenem jugendkulturellem Experimentierstatus und (unter Druck geratener) Bildungsbiografie dar (vgl. Böhnisch 2008, 170).

Die Sorge um eine stabile berufliche Perspektive nimmt somit für Jugendliche einen hohen Stellenwert ein. Bei aller eigenen Leistungs- und Anpassungsbereitschaft, bei allem gezeigten Pragmatismus haben junge Befragte sich im Hinblick auf die gesellschaftliche Zukunft noch nie so pessimistisch gezeigt. Sie sind von dem einen Thema gefangen genommen: der Frage nach ihren Zukunftsaussichten. Würde man künftig seinen Platz in der erwachsenen, vor allem über Erwerbstätigkeit definierten Gesellschaft einnehmen können? Würde man vor allem einen Platz „eingeringt“ bekommen (vgl. Albert 2010, 243)?

2.3. Jugend als Risiko- Phase

Addiert sich zu den normalen Anforderungen an Körper, Seele und Geist noch ein traumatisches Erlebnis, ist die Wahrscheinlichkeit einer Störung sehr hoch. Dann ist die Phase der Jugend zu einer Phase mit hohem Risiko des Scheiterns geworden (vgl. Hurrelmann 2010, 161). Entwicklungsstörungen, Identitätsdiffusion und gestörte Selbstbilder können die Folgen sein.

In der sehr sensiblen Phase der Jugend führen Stresszustände, zum Beispiel aus einer schulischen Situation und /oder aus Belastungen in den Lebensumständen, zum Versuch der

Kompensation. Doch zumeist mit unadäquaten Mitteln und Wegen (vgl. Hurrelmann 2010, 161).

Die Tendenz zur Biografisierung zwingt Jugendliche früh, sich zu arrangieren und biografische Integritätsarbeit zu betreiben: Was nützt mir das alles angesichts dessen, was ich vorhabe und wie kann ich mit dem leben, was mir vorgemacht und zugemutet wird (vgl. Böhnisch 2008, 143)? So machen sich Jugendliche weiter auf die Suche nach Jugend als lebbare Gegenwart, bei der sie aber früh mit sozialen Bewältigungsproblemen konfrontiert sind, die ihre besonderen kulturellen Energien „aufzusaugen“ scheinen. Die eigenen biografischen Anstrengungen treten deshalb so sehr in den Vordergrund, weil die Statuspassage Jugend brüchig geworden ist und der Übergang in eine gesellschaftlich kalkulierbare Zukunft nicht mehr selbstverständlich ist (vgl. Böhnisch 2008, 144). Trotz dieser „biografischen Jugend“ existiert aber „die Jugend“ als lebensaltertypischer Kontext von gesellschaftlichen Erwartungen und Vorgaben weiter. Nur ist sie eben kein abgeschlossener Schon- und Experimentierraum mehr, sondern zu einer biografisch vielfältigen variierten Bewältigungskonstellation geworden. Jugend muss nun von den Jugendlichen stärker individuell „bewältigt“ werden. Die Chance, dass Jugendlichen dies gelingt und das Risiko des Scheiterns in und an der Jugendphase liegen dicht beieinander und sind biografisch unterschiedlich verteilt (vgl. Böhnisch 2008, 147).

Der andauernde Zwang zum „Mithalten“ steht am Horizont der Jugendbiografie. Denn das Lernen in separierten und gesicherten Schonräumen ist längst zur Phase der Risikobewältigung geworden. Die von vielen zwar erfolgreich durchlaufen, für eine nicht zu übersehende Minderheit aber zum Problem wird. Jugendliche müssen sich zu einer Zeit Sorgen um ihre Zukunft machen, in der sie eigentlich, abgeschirmt von der Problematik des Später, „unbeschwert“ lernen und sich auf den sozialen Ernstfall des Lebens vorbereiten sollten. Heute ist aber die Jugend bereits das „ernste Leben“. Aus dem Lernen im gesellschaftlichen Schonraum ist die Bildungskonkurrenz geworden, die „härter“ und in der der Abstand für die Verlierer immer größer wird (vgl. Böhnisch 2008, 170).

In das Jugendalter ist der Stress eingekehrt: Jugendliche werden zu einer Zeit einem biografischen Druck ausgesetzt, in der sich erst ihre soziale Persönlichkeit zu konstituieren beginnt. Es sind junge Menschen, die solches Scheitern nicht mehr ohne Weiteres jugendkulturell wegstecken können, weil eben die Jugendphase nicht mehr sozial unbefangen und neutral ist (vgl. Böhnisch 2008, 170).

Heute wird es immer schwieriger Entscheidungen zu treffen, die auf lange Sicht Erfolg versprechend sind. Den jungen Menschen wird aber auferlegt jetzt engagiert zu sein und sich mit aller Kraft für ein Ziel einzusetzen und auf dessen Erreichen zu hoffen. Und keiner weiß, ob die getroffene Entscheidung gut und richtig war (vgl. Böhnisch 2008, 144). Jugend bedeutet somit zuweilen: In einem Wartestand zu sein, eigentlich nicht gebraucht und auf später getröstet zu werden. Der Weg in die Gesellschaft ist verbunden mit großer Ungewissheit, vielerlei Widersprüchlichkeiten und Orientierungslosigkeit (vgl. Böhnisch 2008, 144). Unter diesen Voraussetzungen ist es für Jugendliche nicht einfach einen Platz in der Gesellschaft zu finden. Der lebensaltertypische Überschuss von Widerständigkeit und rücksichtsloser Gestaltungsphantasie der Jugend scheint abgebaut. Eine Jugend im diffusen Wartestand, der aber nicht mehr wie bislang als verlässlich und kalkulierbare Statuspassage angelegt, sondern für viele Jugendliche zum Syndrom geworden ist (vgl. Böhnisch 2008, 143-144).

2.4. Konsum- und Spaßgesellschaft

Mit Aktivitäten und Vorlieben in der Freizeit beginnen Jugendliche ihren Lebensstil zu finden und zu festigen. Außerdem erlernen sie während der Freizeit den Umgang mit dem Konsumwarenmarkt (vgl. Hurrelmann 2010, 140). Dabei haben die Medien Jugendliche als eine eigenständige Zielgruppe entdeckt. Die kommerzielle Werbung hat nicht nur ihr Finanzvolumen gesteigert; sie hat sich dabei auch qualitativ in mancherlei Hinsicht verändert. Dies betrifft vor allem die Zielgruppe der Jugendlichen und Kinder (vgl. Thome 2007, 310). Den Heranwachsenden wird früh die Konsumwelt schmackhaft gemacht und gezeigt, was sie noch benötigen, um dazu zu gehören. Allerdings gibt es eine immer größer werdende Minderheit, die sich all diese Statussymbole nicht leisten kann. Gefährdet werden dadurch vor allem junge Menschen, die in ärmlichen Verhältnissen aufwachsen und beim prestigeträchtigen Konsum nicht mithalten können (vgl. Thome 2007, 310). Sie kommen in Zugzwang, um nicht abgeschrieben zu werden, kaufen sie auf „Pump“. Viele Warenhäuser machen es möglich, mit Kleinkrediten oder Leasingraten, die Schuldenkarriere ist damit oftmals jedoch vorprogrammiert.

Ein großer Teil der Jugendlichen reagiert als Folge mit psychischen und sozialen Spannungen, weil sie sich nicht in der Lage sehen, mit dem demonstrativen Konsumverhalten Schritt zu halten (vgl. Hurrelmann 2010, 140). Diese Jugendlichen fühlen sich „sozial depriviert“, also in einer abgewerteten Position im sozialen Prestigegefüge. Das Gefühl, nicht über die ausreichenden Ressourcen zu verfügen, um bei den Gleichaltrigen „gut anzukommen“ und „Eindruck zu machen“, setzt sich in niedriges Selbstwertempfinden und teilweise auch in aggressive und delinquente Verhaltensweisen um (vgl. Hurrelmann 2010, 140). Viele der sich depriviert fühlenden Jugendlichen nehmen Zuflucht zu abweichenden Verhaltensweisen, um sich materiell -konsumistische Vorteile zu verschaffen, die sie auf regulären und anerkannten Wegen nicht erreichen konnten (vgl. Hurrelmann 2010, 140). Dieser Befund zeigt den psychischen Druck auf, der heute in einer stark von Konsummustern und Wettbewerbsstrukturen beladenen Freizeittätigkeit im Jugendalter erzeugt wird (vgl. Hurrelmann 2010, 140). Wie viele letztlich auf der Suche nach Selbstwert konsumieren ohne die Folgen zu bedenken, wie viele sich dabei verschulden, weiß niemand so genau. Es ist wohl bislang nur eine Minderheit, aber sie wächst (vgl. Thome 2007, 310).

Junge Leute geraten immer häufiger in die Schuldenfalle. Einem jüngeren Bericht zur Folge haben gut 10% der 18 bis 24 Jährigen und 13% der jungen Erwachsenen zwischen 25 und 29 Jahren Probleme beim Rückzahlen von Krediten (vgl. Thome 2007, 307). Immer mehr Jugendliche überschätzen ihre finanziellen Spielräume, vor allem dann, wenn sie über Kreditkarten verfügen und keinen bewussten Umgang mit Geld erlernt haben (vgl. Hurrelmann 2010, 141).

Der Akt des Kaufens dient dabei nicht nur der Wunscherfüllung, sondern vor allem auch der sozialen Anerkennung und Selbstverwirklichung. Das selbständige Einkaufen vermittelt das Gefühl von Autonomie und Individualität (vgl. Hurrelmann 2010, 139). Um in der Peer und bei Gleichaltrigen anerkannt zu werden, wird deshalb der Versuch unternommen, den durch Werbung und Massenmedien suggerierten sozialen Bildern zu entsprechen (vgl. Hurrelmann 2010, 139). Insgesamt ist der kommerzielle Konsum zu einem Raum geworden, in dem Jugendliche eine Resonanz für die eigene Qualität ihrer Lebensphase suchen und subjektiv finden.

Jugendliche betrachten den Konsum (inzwischen) als Raum für ihr lebensphasentypisches Experimentierfeld. Sie brauchen diese Experimentierräume, um sich von der Welt ihrer Eltern abzulösen und neue soziale Rollen zu erproben, Beziehungen zu testen, sich selbst in einem neuen und eigenständigen Status zu erfahren und mit Konflikten allein umgehen zu können (vgl. Böhnisch 2008, 152). Dieses lebensaltertypische Experimentieren bringt

notwendigerweise Risikoverhalten mit sich: sich an Grenzen reiben, sie übertreten und verletzen, um die eigenen Grenzen und Möglichkeiten erfahren zu können (vgl. Böhnisch 2008, 152). Diese werden erprobt, provoziert, überschritten, verändert, akzeptiert- aber sie müssen da sein. Darum ist es wichtig, dass Jugendlichen auch Grenzen gesetzt werden. Diese wollen sie spüren können, sie fordern Konsequenzen ein und müssen sowohl die eigenen als auch die Grenzen anderer herausfinden und austesten (vgl. Böhnisch 2008, 152). Nur so lernen junge Menschen dazu. Grenzen haben in dieser Hinsicht drei Funktionen. Zum einen wird aufgezeigt, dass eine Grenze setzende Person zugleich gut und böse sein kann, Zuwendung geben und gleichzeitig Begrenzungen setzten kann. Eine moralische Reifung setzt folglich ein, wodurch sich z.B. Schuldbewusstsein entwickelt. Zum anderen werden Omnipotenzfantasien abgebaut und durch dosierte Frustrationen wird Toleranz aufgebaut. Jugendtypisches Experimentieren und Risikoverhalten wird jedoch vermehrt nur noch geduldet und in sehr geringem Maße toleriert. Es gehört aber zu den Lebenserfahrungen eines jeden Menschen, seine eigenen Grenzen zu erfahren bzw. erfahrbar zu machen, ansonsten fehlt ein entscheidender Aspekt für die persönliche Handlungsfähigkeit. Diese Formung der Identität beinhaltet das Erkennen der und das Umgehen mit den eigenen Grenzen (vgl. Böhnisch 2008, 152).

„Spaß haben“ bedeutet für Jugendliche, sich aus sich selbst heraus erleben zu können (vgl. Böhnisch 2008, 201). Als Genuss des eigenen Lebens erfüllt sich „Spaß haben“ für sie in der direkten Lust an Körperlichkeit und Sinnlichkeit, welche mit jugendtypischen Medien-, Musik- und Konsumstilen verbunden sind (vgl. Hurrelmann 2010, 140). Der Konsum bietet das uneingeschränkte soziale Erlebnis des Ichs, trotz wachsender gesellschaftlicher Unübersichtlichkeit. Die Bestätigung und Bestärkung der Persönlichkeit wird auf diesem Wege über das demonstrative Zur-Schau-Stellen von bestimmten Konsumgütern gesteuert (vgl. Hurrelmann 2010, 140). So ringen die Jugendlichen nach sozialer Aufmerksamkeit, und zwar mit den ihnen zur Verfügung stehenden, nicht selten extrem anmutenden Mitteln (vgl. Scheithauer 2008, 321).

Eine andere Möglichkeit ihre Selbstbestimmung zu demonstrieren ist die Teilnahme an Risikosportarten und anderem „Spaßverhalten“, wie Drogenkonsum im weitesten Sinne (vgl. Scheithauer 2008, 321). Sie entscheiden selber, wie weit sie gehen, es kann ihnen niemand Grenzen setzen und ihnen niemand rein reden. Sie bestimmen selbst und haben dadurch endlich das Gefühl von Autonomie und eigenen Handlungsspielräumen. Eigene Grenzen austesten ist auch hierbei ein großer Faktor (vgl. Scheithauer 2008, 321).

Jugendliche, die sich in einer marginalisierten Position erleben bzw. glauben, dass sie von der Erwachsenenwelt nicht ernst genommen werden, demonstrieren mit ihrem selbstbestimmten Verfügen über den eigenen Körper Handlungsautonomie und kommunizieren dies in expressiven Selbstinszenierungen auch unmissverständlich ihrer Umwelt (vgl. Scheithauer 2008, 321). Da es in der Gesellschaft für Jugendliche nach wie vor wenig Gestaltungs- bzw. Einflussmöglichkeiten gibt, verwundert es nicht, dass der eigene Körper für die heutige Jugend so sehr zum Thema wird (vgl. Scheithauer 2008, 324).

Immer mehr Menschen – insbesondere junge- erleben sich gegenüber den Organisationen der Erwachsenen bzw. gegenüber Institutionen der Gesellschaft als machtlos und nichtig und suchen daher in ihrer Freizeit Bereiche, die Selbstermächtigung ermöglichen (z.B. Risikosportarten) (Scheithauer 2008, 324). Für einige ist es jedoch auch ein Ablenken von prekären Lebensumständen, Zukunftsängsten, Versagenserfahrungen und mangelnder emotionaler Unterstützung. Sie flüchten sich in eine Scheinwelt voller Leichtigkeit, Spaß, Gleichgesinnten und Vergessen. So ist es kein Wunder, dass viele aus der gegenwärtigen Jugendgeneration darauf aus sind, diesen Stresszuständen zu entkommen um handlungsfähig zu bleiben (vgl. Scheithauer 2008, 324).

Hinter der vielseitig postulierten Spaßgesellschaft stecken also Bewältigungsstrategien für die Jugendlichen.

2.5. Peers und Subkulturen

Sobald Jugendliche beginnen sich von ihren Eltern zu lösen und zu distanzieren um mehr und mehr selbständig zu werden, gewinnen Freunde immer mehr an Bedeutung. In Gleichaltrigen-Gruppen (Peers) haben alle ungefähr die gleichen Interessen, Hobbys, Probleme und Lebensumstände. Dadurch können diese Dinge besprochen, gemeinsam Lösungen und Strategien entwickelt werden und Geheimnisse und Stress im Elternhaus problem- und konsequenzlos ausgesprochen werden. Subkulturen bieten somit Sicherheit und Orientierung und sind keineswegs zufällig oder nur ein bloßer Zeitvertreib. Durch die Begegnung mit anderen Menschen werden neue Anforderungen und Ansprüche initiiert und damit die Identitätsbildung forciert (vgl. Popp 2005, 69).

Ob mehrheitsfähig oder Subkultur- allen jugendkulturellen Szenen gemeinsam ist, dass sie die Normen, die den Alltag des durchschnittlichen Erwachsenen prägen, spielerisch, selbstbewusst und vor allem auch stilbewusst sprengen (vgl. Scheithauer 2008, 318). Alles dreht sich um bewusstes Anderssein, welches durch Inszenierungspraxen, in denen sich das Selbstbild der Szenejugendlichen objektiviert, expressiv nach außen getragen wird. Und dies mittels eines ausgeklügelten visuellen Vokabulars, das den Szenemitgliedern dazu dient, ihr Lebensgefühl und ihre „Attribute“ an die Außenwelt zu kommunizieren, (vgl. Scheithauer 2008, 318). Mitglieder der jugendzentrierten Gleichaltrigenkulturen betonen in Einstellungen und Auftreten jugendkulturelle Gemeinsamkeit, Selbständigkeit und Abgrenzung gegenüber der Erwachsenenkultur, aber auch untereinander –cliquenzentriert- in der Jugendkultur selbst (vgl. Böhnisch 2008, 158).

Zumeist entsteht ein bewusstes oder unbewusstes Moral-, Werte- und Normsystem innerhalb der Clique, nach dessen Grundsätzen sich die Jugendlichen verhalten. Die Peer unterscheidet sich daher von der Mittelstandskultur hinsichtlich ihrer Normen, Gebräuche, Werte, Verhaltensweisen, Sprache, etc..

In Peers werden gemeinsam Aktivitäten geplant und durchgeführt und man bietet sich gegenseitig einen Halt, ähnlich und doch von Grund auf anders als in der Familie (vgl. Scheithauer 2008, 319). Mehr denn je sind Freundschaft, Verlässlichkeit und Vertrauen für Jugendliche zentrale Werte. Freunde und ein gutes Familienleben werden verstärkt betont (vgl. Albert 2010, 340). Spannungen und Druck sollen in den persönlichen Netzwerken aufgefangen werden. Die stabilisierende Funktion der Netzwerke wird vor allem dann deutlich, wenn Jugendliche sich stärker ausbalancieren müssen, um prekäre Situationen und Druck von Außen auszugleichen. Somit sind Peergroups auch als Bewältigungskontext und –ressource zu verstehen (vgl. Albert 2010, 340).

Es geht dabei um mehr als um Stressabbau, Partymachen oder bloßes Abtauchen in eine Jugendszene. Junge Menschen finden Bestätigung und erschließen sich Freiräume. Jugendräume, Jugendkulturen und –gruppen haben eine starke Bedeutung, da sie auch zur Selbstsozialisation dienen. Jugendliche schaffen sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten und Zugeständnissen von Außen, selbst Gelegenheitsstrukturen für die eigene Entfaltung (vgl. Reinders 2003, 25). Sie bewegen sich deshalb zumeist in einem eigenen Umfeld, jenseits des direkten Zugriffs der älteren Generation. Sie gestalten in Interaktion mit ihren Peers Sozialräume, deren primäres Ziel nicht der Vorbereitung auf den Erwachsenenstatus gilt, sondern in denen sie ihre Jugend ohne Risiko entwicklungstypisch ausleben und verarbeiten können (vgl. Reinders 2003, 26). Jugendkulturelle Szenen stehen für „symbolisch gesicherte Territorien“ und schaffen Ordnung in einer unübersichtlichen und komplexen Welt (vgl.

Scheithauer 2008, 318). Diese umreißen so einen szenespezifischen Sinn- bzw. Bedeutungshorizont, innerhalb dessen Realitätsverarbeitung und Situationsdeutung stattfindet. Sie stellen Ereignisse, Personen und Dinge des alltäglichen Lebens in einen jugendkulturellen Deutungsrahmen, der das Alltagsgeschehen für die Jugendlichen verstehbar werden lässt (vgl. Scheithauer 2008, 319).

So gesehen ist es nur zu verständlich, dass der Bedarf bzw. die Orientierung an lebensstilorientierten Angeboten zur (jugend)kulturellen Selbstverortung bei Jugendlichen heute so enorm hoch ist. Ihre freiwillige Bindung an Stilgruppen lässt sie an ein Bezugssystem „andocken“, das –wenn auch im flexiblen Rahmen- Vorgaben macht, Wahlmöglichkeiten einschränkt und dem Komplexitätsdruck, der auf ihnen lastet, damit reduziert (vgl. Scheithauer 2008, 321). Die als enorme Last empfundene Komplexität der Gegenwartsgesellschaft gepaart mit einem akuten Notstand an kultureller Selbstvergewisserung und einer (Sinn)Krisenstimmung, welche unter Umständen aus einer aktuellen schwierigen Lebenssituation resultiert, drängt diese Jugendlichen zur Flucht in extreme Nischen der Jugendkultur und lässt sie dort radikale Antworten auf bislang ungelöste Lebensfragen finden (vgl. Scheithauer 2008, 326). Das ist ein Resultat daraus, dass die Gesellschaft bohrende Daseinsfragen dieser Jugendlichen unbeantwortet lässt und das sich im Grunde genommen kaum jemand um ihr Unbehagen/ ihre Belange kümmert (vgl. Scheithauer 2008, 326).

Die Suche nach neuen Leit- und Vorbildern (anders sein als die Eltern), das Verlangen nach Originalität, welche den noch fehlenden Sozialstatus ersetzen soll, ist dabei vor allem über die Gleichaltrigengruppe thematisiert und hat einen erheblichen Anteil an der Sozialentwicklung und bei der Herausbildung des Selbst (vgl. Böhnisch 2008, 157). Jugendliche brauchen Orientierungsmuster und Freiräume, um Bewältigungskompetenzen selbst zu entwickeln und sozial zu lernen. Handlungen und Denkweisen werden dabei im Kontext der Peers ausgehandelt, eigene kulturelle Praktiken werden durch Neuerungen und als Mixtur von Bestehendem entwickelt (vgl. Reinders 2003, 25). Unterschiedliche Stile und Bewältigungsmuster vermischen sich dabei (vgl. Böhnisch 2008, 157).

Zugleich unterstützen diese Szenen die kulturelle Selbstverortung bzw. Selbstdeutung und eröffnen Handlungsspielräume, die es den Jugendlichen ermöglichen, sich als Individualisten zu fühlen und trotzdem dazuzugehören, d.h. ohne dabei sozial zu „verinseln“ (vgl. Scheithauer 2008, 318). Die Szene gewährt den Jugendlichen Teilnahme- und Gestaltungsmöglichkeiten, die ihnen in den traditionellen Sozialisationsinstanzen und im öffentlichen Leben oftmals verwehrt bleiben (vgl. Scheithauer 2008, 318).

Jugendsoziologie und Sozialisationsforschung sind sich darin weitgehend einig, dass Rollenexperimente und Probierhandlungen, mit denen nicht selten extreme Regelverletzungen einhergehen, eine Suche nach Selbstdefinition und Selbstvergewisserung markieren und dass offensiv vorgetragene Nichtkonformität für die Jugendphase insofern geradezu typisch ist (vgl. Scheithauer 2008, 319) Wenn Jugendliche „aus der Rolle fallen“, signalisieren sie damit, dass sie die Rollenerwartungen, mit denen sie von ihrer nahen sozialen Umwelt, wie auch von Seiten der Gesellschaft konfrontiert werden, nicht erfüllen wollen (vgl. Scheithauer 2008, 319) Sie wollen dem, was für sie vorgesehen ist bzw. was als angemessen gilt, (noch) nicht entsprechen (vgl. Scheithauer 2008, 319).

Die Jugendkultur ist niemals nur Bühne und Experimentierfeld für individuelle Seinsfragen und Bedürfnisse, sondern in ihr dokumentiert sich auch immer zugleich eine Auseinandersetzung der Jugendlichen mit der sozialen, ökonomischen, kulturellen und medialen/technologischen Verfasstheit der Gesellschaft (vgl. Scheithauer 2008, 320). Extreme Spielarten sind demnach immer auch Ausdruck von Suchbewegungen, mit denen die Jugendgeneration auf die Welt, in der sie heranwächst, reagiert (vgl. Scheithauer 2008, 320). Dies charakterisiert die Bedingungen, unter denen Jugendliche im Zeitalter der

gesellschaftlichen Individualisierung und Pluralisierung aufwachsen (vgl. Scheithauer 2008, 320). Selbstvergewisserung wie auch dessen Darstellung und Inszenierung des vergewisserten Selbst wird zu einer zunehmend wichtigen, aber auch schwierigen Entwicklungsaufgabe, der sich die heutigen Jugendlichen stellen und die sie meistern müssen (vgl. Scheithauer 2008, 320-321). Deshalb werden in den Cliques aktuell auch nicht mehr unbedingt Solidarität, dafür aber Selbstbehauptung und Selbstinszenierung geübt.

Die junge Generation sucht und benötigt gerade das, was die Mehrheitsgesellschaft Jugendlichen häufig verwehrt, ein identitätsstabilisierendes Maß an Anerkennung und Zugehörigkeit (vgl. Scheithauer 2008, 327). Ein Gefühl der Heimatlosigkeit und des Nicht-Wahr- bzw. Nicht-Ernstgenommen-Werdens hat sie dazu gebracht, sich jenseits der Mehrheitsgesellschaft eine neue soziale und kulturelle Heimat zu suchen (wie z.B. „Jesus Freaks“ oder die „Skinhead“) (vgl. Scheithauer 2008, 328). In der Gemeinschaft Gleichgesinnter hoffen sie Antworten auf ihre Daseinsfragen, wie auch Entlastung aus einem überfordernden Alltag zu finden (vgl. Scheithauer 2008, 328).

Jugendliche Subkulturen entfalten sich daher vor allem in einem Leerraum gesetzlicher oder gesellschaftlicher Erwartungen und junge Menschen gestalten diesen nach eigenen, entgegen der Gesellschaftsnorm operierenden Prinzipien aus (vgl. Hurrelmann 2010, 132). Bei so genannten devianten Subkulturen ist aus diesem Grund zu berücksichtigen, dass „Devianz“ nicht nur als Normen verletzendes, sondern gleichzeitig auch als normkonformes Handeln auftritt. Konform zu den Regeln der eigenen Subkultur, die aber in Widerspruch zu denen der dominanten Kultur stehen können (vgl. Thome 2007, 181). Durch eine begrenzte Nonkonformität gestatten die Gruppen ihren Mitgliedern ein spielerisches Abweichen von gesellschaftlichen Regeln, ein Experimentieren und Neudefinieren dieser Normen und eine selbst bestimmte Aneignung der Umwelt, die Voraussetzung für ein selbständiges Rollenverhalten in komplexen Gesellschaften ist (vgl. Scheithauer 2008, 325).

2.6. Zwischenfazit

Jugendliche und junge Menschen sind heute zu Anfang des 21. Jahrhunderts zu jener Sozialgruppe geworden, in der sich der Strukturwandel und die Krise der Arbeitsgesellschaft am deutlichsten widerspiegeln. Einerseits sind sie im postmodernen Vergesellschaftungsprozess auf eine Art und Weise freigesetzt, dass sie früh soziokulturell selbständig werden, gleichzeitig verspüren sie aber auch den gesellschaftlichen Druck, sich zurück zu nehmen, die Dynamik der Adoleszenz zu unterdrücken (vgl. Hurrelmann 2010, 55). Ob die Individualisierungstendenzen in modernen Gesellschaften für Jugendliche zur Entfremdung und Überforderung oder zur Herausbildung von Einzigartigkeit und Einmaligkeit und zur Sicherung einer unverwechselbaren Identität führen, hängt entscheidend von den zur Verfügung stehenden personalen und sozialen Ressourcen ab (vgl. Hurrelmann 2010, 55-56). Und wie Jugendliche mit diesen Anforderungen zurechtkommen, hängt ebenso entscheidend von dem Ausmaß der Hilfestellung ihrer sozialen Umwelt ab (vgl. Hurrelmann 2010, 69). Nicht berücksichtigt wird, dass Jugendliche, bedingt durch Individualisierung und Globalisierung, Verantwortungszwang für die eigene Person, oftmals widersprüchlichen Kontexten und der Verkürzung des Bildungs-Moratoriums bei gleichzeitiger Verdichtung von Leistungsanforderungen, unter einem enormen Druck stehen. Der Wunsch nach alten Familien-Strukturen, weg von der Enttraditionalisierung wieder hin zu einer möglichen Orientierung an Werten und Normen der Elterngeneration und nach Wurzeln, Unterstützung und Geborgenheit wird wieder laut (vgl. Shellpresseinfo). Dies ist nicht weiter verwunderlich, bei fragilen Statuspassagen und –biografien und bei Rollenerwartungen, die weder genau definiert noch offensichtlich sind (vgl. Shellpresseinfo).

Der andauernde Zwang zum „Mithalten“ steht im Zentrum der Jugendbiografie. So hat es wohl für manchen Jugendlichen den Anschein, dass die gesellschaftliche Einrichtung Jugend nur noch die Funktion hat, der Gesellschaft und ihren etablierten Erwachsenen den Erhalt ihrer Positionen und ihrer Macht durch die Einhaltung der Generationenhierarchie zu garantieren, den Jugendlichen selbst aber den Zugang zu Gesellschaft, die aktuelle Integration und Teilhabe angesichts hoher, früh erreichter soziokultureller Selbständigkeit, zu verwehren (vgl. Böhnisch 2008, 147). Wobei sich die Erfahrungsvorsprünge, welche die Älteren traditionell gegenüber den Jüngeren für sich in Anspruch nehmen konnten, doppelt relativiert haben: Zum Einen lernen und erlernen die jungen Leute heute augenscheinlich mehr Neues, das die Älteren nicht kennen und deshalb auch nicht weiter geben können (vgl. Böhnisch 2008, 74). Zum Anderen ist vieles von dem, was die Älteren früher gelernt haben- zumindest unter industrie-gesellschaftlichem Verwertungsaspekt-, heute wert- oder belanglos geworden. Das tradierte gesellschaftliche Jugendbild- „heute etwas lernen, damit du morgen etwas hast und wer bist“ entspricht nicht mehr der Lebenswirklichkeit einer großen Anzahl Jugendlicher, deren berufliche und soziale Zukunftsperspektiven ungewiss sind (vgl. Böhnisch 2008, 76). Das Scheitern an multiplen Erwartungen generiert Orientierungsunsicherheit und Selbstwertverunsicherungen bezüglich der Entwicklung der eigenen Lebensperspektive. Das gesellschaftliche Übergangs- und Integrationsarrangement Jugend hat an Selbstverständlichkeit und Verlässlichkeit eingebüßt (vgl. Böhnisch 2008, 180+147). Das hochgehaltene Jugendmodell, an dem sich viele noch orientieren, kann damit leicht zur Generationsfalle werden, aus der man immer häufiger mit extremen Bewältigungsmitteln – wie Sucht, Gewalt, Autoaggressionen- auszubrechen versucht. Dieser Zusammenhang von Problembelastung, Alltagsbewältigung und Risikoverhalten lässt sich schon bei Schulkindern ausmachen (vgl. Böhnisch 2008, 180).

Problemkonstellationen der Entwicklungsaufgaben mit Krisen des Individuations- und Integrationsprozesses treten im Jugendalter- im Vergleich zu anderen Altersgruppen- in dichter Folge auf. Deshalb ist es nicht überraschend, dass auch die Häufigkeit von unangemessener Bewältigung und fehlgeschlagener Problembearbeitung in dieser Lebensphase ungewöhnlich hoch ist (vgl. Hurrelmann 2010, 161). Die Lebensumstände in den Herkunftsfamilien, der Lernort Schule, die Eingebundenheit in die Peergruppe, die Anspruchshaltung der Eltern sowie die Leistungserwartungen der Lehrkräfte und der Berufswelt bringen Heraus- und Anforderungen mit sich, die es Kindern und Jugendlichen nicht immer leicht machen, ihre Entwicklungsaufgaben angemessen zu bewältigen und die auch Überforderungsmomente in sich bergen (vgl. Scheithauer 2008, 246). Verfügen Kinder und Jugendliche nicht in ausreichendem Maße über Eigenschaften und Ressourcen, die sie zur Bewältigung der vielfältigen normativen und nichtnormativen Anforderungen benötigen, kann sich dies auf ihr psychisches Wohlbefinden auswirken und subjektiv als Beanspruchungen erlebt werden (vgl. Scheithauer 2008, 246). Aus solchen krisenhaften Zuspitzungen entwickeln sich dann psychische Störungen, wenn aufgrund persönlicher Vulnerabilitäten (Verletzlichkeit) die Verarbeitungskapazitäten der Kinder und Jugendlichen nachhaltig überfordert werden (vgl. Scheithauer 2008, 246).

Bislang nehmen sich Jugendliche selbst zwar nicht als „getrieben von Stress“ wahr, doch ist nicht zu unterschätzen, was sie in der gravierendsten Lebensphase zu bewältigen haben. Es gibt durchaus Lebensbereiche, in denen sie Druck wahrnehmen (vgl. Shellpresseinfo). Solche Konstellationen können zu einer deutlichen Beeinträchtigung des Wohlbefindens von Jugendlichen führen und gesundheitlich riskante soziale Reaktionsweisen nach sich ziehen. Für eine gesunde Entwicklung benötigen Kinder deshalb zuverlässige, stabile und „berechenbare“ familiäre Beziehungsstrukturen, die ihnen Unterstützung und Anregung für ihre persönlichen Entwicklungsprozesse gewährleisten (vgl. Scheithauer 2008, 246).

Vielfältige soziale und günstige individuelle Ressourcen haben zur Folge, dass auf Problemkonstellationen mit angemessener Bewältigungskompetenz reagiert werden kann. Die Folge ist eine für die Persönlichkeit vorteilhafte, nämlich gesunde und produktiv sozial angepasste Entwicklung (vgl. Hurrelmann 2010, 160).

Unzureichende personale und soziale Ressourcen hingegen können dazu führen, dass Jugendliche Problemkonstellationen bei den Entwicklungsaufgaben und damit verbundene Krisen ihres Individuations- und Integrationsprozesses durch ihre Bewältigungsstrategien nicht effektiv bearbeiten können (vgl. Hurrelmann 2010, 160). Es kann zu einer aktuellen oder dauerhaften Überforderung der Handlungskapazitäten kommen, die sich in einer unnormalen und ungesunden Entwicklung mit verschiedenen Störungssymptomen niederschlagen können. Aus dem Missverständnis zwischen Entwicklungsanforderungen einerseits und Bewältigungskompetenzen andererseits ergeben sich „untaugliche“ Lösungen, die in ihren Erscheinungsformen und Folgen für die soziale Umwelt inakzeptabel und für die Persönlichkeits- und Gesundheitsentwicklung unproduktiv sind (vgl. Hurrelmann 2010, 160-161).

In immer mehr Familien sind jedoch eine zuverlässige soziale und psychophysische Aufmerksamkeit für das Kind, der emotionale Kontakt zum Kind und die Berücksichtigung kindlicher Bedürfnisse rein organisatorisch nicht gegeben (vgl. Scheithauer 2008, 247). Neben Verunsicherungen sowie Verarmung und Verknappung der Familienbeziehungen durch die berufliche Beanspruchung der Eltern besteht eine Gefährdung der kindlichen Entwicklung durch ungünstige sozioökonomische Bedingungen (vgl. Scheithauer 2008, 247). Die tägliche Auseinandersetzung mit den wirtschaftlichen und sozialen Problemen im Elternhaus ist energiezehrend, sie lenkt die Aufmerksamkeit auf ausweichendes und abweichendes Verhalten, um mit den Gleichaltrigen mithalten zu können (vgl. Hurrelmann 2010, 114-115). Seit den 1980er Jahren nimmt im Zuge von wirtschaftlichen Krisenentwicklungen die Minderheit von Familien zu, in denen ungünstige Lebensbedingungen die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder und Jugendlichen negativ beeinflussen. Bei etwa einem Fünftel der Familien muss heute mit sozialer und ökonomischer Benachteiligung und deshalb auch mit relativ schlechten Sozialisationsbedingungen gerechnet werden (vgl. Scheithauer 2008, 107). Jedes sechste Kind und damit auch jeder sechste Jugendliche, wächst somit in einer Familie auf, in der die Wohnbedingungen ungewöhnlich beengt sind, Arbeitslosigkeit der Eltern vorherrscht und der Bildungsgrad der Familienmitglieder sehr niedrig ist (vgl. Hurrelmann 2010, 114).

Zwar hält sich noch die öffentliche Programmatik einer besonderen Verantwortung für die Jugend, aber sie ist gepaart mit einem erhöhten Kontrollanspruch. Die Jugend hat sich entsprechend zu fügen und das mehr als andere Generationsgruppen. Dies bildet sich in einer Jugendpolitik ab, die Jugendliche fast nur noch als Problem- und Risikogruppe und kaum als positiven gesellschaftlichen Faktor thematisiert. Die Bewältigung von Jugend ist zum Einen durch die psychosoziale Unübersichtlichkeit der Jugendphase geprägt und zum Anderen steht sie heute im Schatten ihrer (schleichenden) politischen Entwertung (vgl. Böhnisch 2008, 147).

3. Jugendliche als Risiko- und Störungspotential

Jugendliche, die in ihrem Verhalten von den herrschenden Sozialnormen und kulturellen Werten abweichen oder sich absetzen, galten zu Anfang des letzten Jahrhunderts als gefährdet (Gefährdung der Normeinhaltung) (vgl. Böhnisch 2008, 176). Deshalb wurde die Jugend als gesellschaftliche „Risikogruppe“ etikettiert (vgl. Böhnisch 2008, 176).

Heute, zu Anfang des 21. Jahrhunderts, sind ebenfalls all jene Verhaltensweisen als Problemverhaltensweisen zu bezeichnen, die von der sozialen/ gesellschaftlichen und/oder

gesetzlichen Norm dieser Gesellschaft abweichen. Außerdem werden diese von den Autoritäten der Gesellschaft missbilligt und gehen in der Regel mit sozialen Sanktionen einher, wie z.B. milden Formen von Tadel bis hin zu sozialer Zurückweisung oder sogar Haftstrafen in Folge strafrechtlicher Verfolgung (vgl. Scheithauer 2008, 12). Aktuell umfassen Problemverhaltensweisen im Jugendalter Rauchen, (regelmäßiger) Alkoholkonsum, Konsum illegaler Drogen, frühzeitiges Sexualverhalten, Fahren unter Substanzeinwirkung, Schulschwänzen, Probleme im Schul- und familiären Umfeld, gewalttätige Handlungen so wie Delinquenz (vgl. Scheithauer 2008, 12). Diese Verhaltensweisen Jugendlicher werden mitunter als Risikoverhaltensweisen bezeichnet. Es lässt sich gesundheitliches, delinquentes sowie finanzielles Risikoverhalten differenzieren (vgl. Scheithauer 2008, 12).

Menschen gelten als dissozial oder asozial, wenn sie sich tradierten Mustern „normaler Lebensführung“ verweigern. Sie werden dann sozial ausgegrenzt, vor allem wenn sie biografisch scheitern oder sozial und kulturell nicht mithalten können (vgl. Böhnisch 2006, 13). Die ausschließende Definition geht von kontrollierenden Instanzen und auf Konformität bestehende Mitmenschen aus (vgl. Böhnisch 2006, 13). Solche sozialen und kulturellen Stigmata können Menschen oft stärker beeinträchtigen und prägen als strafrechtliche Sanktionen (vgl. Böhnisch 2006, 13).

Zu bedenken ist, dass Kriminalität immer auch Produkt sozialer Interaktionen ist. Sie entsteht in Zurechnungsprozessen auf der Basis sozialer Strukturen (vgl. Böhnisch 2006, 64). Somit kann abweichendes Verhalten ein Indikator für einen Normwandel sein (vgl. Böhnisch 2006, 23). Wenn Normen nicht mehr der realen soziokulturellen Entwicklung entsprechen, begünstigen sie eher Verhaltensunsicherheiten und können abweichendes Verhalten sogar provozieren (vgl. Böhnisch 2006, 23).

Jugendliche und Heranwachsende, die in der sozialen Randständigkeit leben, haben aus dieser Position zu den gesellschaftlich gegebenen und legitimen Möglichkeiten der Selbstverwirklichung keinen oder nur einen minimalen Zugang und sind bei der eher professionalisierten, ökonomisch motivierten Kriminalität überrepräsentiert (vgl. Albrecht 1979, 177). Zahlen belegen, dass viele dieser Jugendlichen, gerade in Zeiten zunehmender struktureller Jugendarbeitslosigkeit, in Kriminalitätsbereiche gedrängt werden, die sich ihnen quasi als soziale (Über-) Lebensformen anbieten, nachdem sie von fast allen anderen ausgeschlossen wurden (vgl. Albrecht 1979, 177).

Die Wissenschaft geht davon aus, dass dissoziales Verhalten Ausdruck eines gestörten Gleichgewichts zwischen einer Person und ihrer Umwelt ist (vgl. Eisenhardt 2005, 58). Der Einzelne oder eine Gruppe kann die Belastungen nicht mehr bewältigen und reagiert mit Symptomen (z.B. mit Verhaltensstörungen), die der Entwicklung nicht mehr förderlich sind (vgl. Eisenhardt 2005, 58-59). Angenommen wird, dass die Person nicht über angemessene Reaktionsweisen verfügt, d.h. notwendige Kompetenzen nicht besitzt oder nicht verfügbar sind (vgl. Eisenhardt 2005, 59). Schwere unkontrollierbare Belastungen können so zur Löschung von Verhaltensreaktionen führen, die aber zur erfolgreichen Stressbewältigung (Coping) notwendig sind (vgl. Eisenhardt 2005, 59). Coping wird als eine Form der Umweltpassung aufgefasst, in der es gilt, neue Verhaltensweisen zu entwickeln, um das erlebte Ungleichgewicht zwischen Person und Umwelt wieder herzustellen (vgl. Eisenhardt 2005, 60).

Coping wird als realistisches und flexibles Denken und Verhalten definiert, welche Problemlösungen ermöglicht und auf diese Weise Stress reduzierend wirken (vgl. Eisenhardt 2005, 60). Es besteht die Möglichkeit, dass eine Person Einfluss auf ihre Umwelt ausübt indem sie sich Kompetenzen aneignet, um so einer Bedrohung zu entgehen (offensive Strategien) (vgl. Eisenhardt 2005, 60). Bedient sie sich defensiver Strategien, so verändert sie die Wahrnehmung und die Bewertung der erlebten Anforderungen (vgl. Eisenhardt 2005, 60). Abweichendes Verhalten ist somit immer auch subjektives Bewältigungsverhalten, das

jugendliches Selbstwert und soziale Aufmerksamkeit verschaffen kann (vgl. Böhnisch 2006, 24).

Abweichendes Verhalten dient als gesellschaftliche Projektionsfläche für soziale Ungleichheit und Angst in der konformen Mehrheit der Bevölkerung (vgl. Böhnisch 2006, 23). Von der eigenen Bedrohung wird dadurch abgelenkt, indem sie als Forderung nach härteren Strafen (z.B. im Falle der Jugenddelinquenz) auf die Abweichler projiziert wird. Ein Sündenbock ist identifiziert und muss bestraft werden um die Bedrohung abzuwenden. Dadurch kann Sicherheit und Loyalität –trotz eigener Unsicherheiten- im Kontrast zu den Abweichlern demonstriert werden (vgl. Böhnisch 2006, 23).

Der Diskurs über Delinquenz und Normalität fungiert somit als moderner Pranger, in dessen Bannkreis das Verbotene vor Allen sichtbar wird, gleichzeitig aber auch abgespalten und abgeteilt werden kann (vgl. Böhnisch 2006, 67) Es geht längst nicht mehr nur um die, die ihre Probleme und Verfehlungen offenlegen, es sind verfügbare, der Projektion ausgesetzte Figuren in diesem „Kontroll- und Stigmatenspiel“ (vgl. Böhnisch 2006, 67-68).

Im Sinne einer (Dauer-) Problematisierung einer Altersgruppe funktioniert das Konstrukt „Jugend“ nach wie vor, und vielleicht mittlerweile mehr denn je, als moderne Macht- und Herrschaftstechnologie in der Herstellung hierarchischer Generationenverhältnisse (vgl. Dollinger 2010, 33). Im Zuge der vertrauten Thematisierung als „Problem“, als „Defizit“, als „Störung“ ist seit den 1990er Jahren diese spezifische Bezeichnung von Jugend als „Risiko“ zunehmend in den Vordergrund getreten- vielfach auch in Verbindung mit dem Konzept des „antisozialen Verhaltens“ (vgl. Dollinger 2010, 33).

3.1. Jugendkriminalität und abweichendes Verhalten

Bereits 1979 gab es alarmierende Berichte über ein rapides Anwachsen der Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen (vgl. Albrecht 1979, 11). Dennoch kann auch heute der weitaus größte Teil jugendlichen Problemverhaltens als normal, gesund und „konform“ klassifiziert werden. Die nicht normale, ungesunde „nonkonforme“ und „deviante“ Ausprägung, die auf erhebliche Schwierigkeiten des Individuations- und Integrationsprozesses im Jugendalter hinweist, tritt insgesamt bei etwa einem Drittel der Angehörigen der jungen Generation auf (vgl. Hurrelmann 2010, 161).

Laut polizeilicher Kriminalitätsstatistik (PKS) wurden im Jahr 2006 278.447 Jugendliche als Tatverdächtige registriert. Dies entspricht einem Anteil von 7,7%. Das heißt, dass jeder 13. Jugendliche in Deutschland innerhalb eines Kalenderjahres polizeiauffällig wurde. Nur bei den Heranwachsenden 18-21 Jährigen lag der Täteranteil höher.

Auf Jugendliche entfielen 12,2% aller Straftaten, ihr Anteil in der gesamtdeutschen Bevölkerung liegt aber nur bei 4,6% (vgl. Scheithauer 2008, 55) So kann mittels der KFN-Schülerbefragung belegt werden, dass die Delinquenzbereitschaft bei Jugendlichen insgesamt rückläufig ist (vgl. Scheithauer 2008, 57) Es zeigte sich, dass 64,7% aller Jugendlichen keine Delikte begangen haben. Jeder fünfte Jugendliche ist nur im Bereich eines Deliktes auffällig geworden. Drei Viertel dieser Jugendlichen sind Gelegenheitstäter, d.h. 15,4% aller Jugendlichen haben ein Delikt nur ein oder zwei Mal in den letzten 12 Monaten begangen, 1,7% begingen einen Delikttyp mehr als fünf Mal (vgl. Scheithauer 2008, 57-58).

Dieses Bild reduziert das wieder und wieder berufene „explosive“ Ansteigen der Jugendkriminalität auf eine ganz und gar unspektakuläre wahre Dimension (vgl. Albrecht 1979, 11).

Gerade die vorwiegend als Gruppendelikte registrierten Tatbestandshandlungen weisen eher auf entwicklungsbedingtes kindliches und jugendliches Spiel- und Experimentierverhalten hin und sind weniger Ausdruck „früher krimineller Energie“ (vgl. Albrecht 1979, 172).

Zahlreiche Forschungsarbeiten beschreiben das Muster der Entwicklung der Jugendkriminalität im Lebenslauf übereinstimmend: kriminelle Aktivitäten nehmen im frühen Jugendalter zu, erreichen den Höhepunkt ihrer Verbreitung und Häufigkeit im mittleren bis späteren Jugendalter und gehen danach rapide zurück (vgl. Eisenhardt 2005, 160). Der altersabhängige Straffällige erfährt seine Belastung durch die vorübergehende Entwicklungssituation, etwa im Alter zwischen 12 und 20 Jahren, deren delinquentes Verhalten im Allgemeinen aber nur bis zum Beginn des Erwachsenenalters anhält (vgl. Eisenhardt 2005, 62-63). Nur ein kleiner Teil aller Jugendlichen setzt seine kriminellen Aktivitäten bis ins Erwachsenenalter fort (vgl. Dolliger 2010, 160).

Abweichendes Verhalten kann außengerichtete (externalisierende), innengerichtete (internalisierende) oder ausweichende (evadierende) Ausprägungen bzw. Formen annehmen (vgl. Hurrelmann 2010, 161). Der Problemdruck Jugendlicher kann sich zum einen nach „außen“ richten, an die soziale Umwelt von Familie, Schule, Arbeitsplatz, Freundeskreis oder Öffentlichkeit. Im sozialen Bereich gehören hierzu sozialer und politischer Protest, Mitarbeit in einer illegalen Gruppierung, antisoziales Verhalten, kriminelles Verhalten und Gewalt (vgl. Hurrelmann 2010, 161). Im gesundheitlichen Bereich sind Aggressionen gegen andere Menschen ein Symptom für unzureichende Kompetenzen der Bewältigung einer Problemkonstellation. Die für das stark beeinträchtigte Selbstwertgefühl unangenehmen Folgen, werden bei der außengerichteten Variante gewissermaßen an die Außenwelt abgeschoben, weil man sich ihnen nicht mit seinem Persönlichkeitskern stellen will oder kann (vgl. Hurrelmann 2010, 161).

Der Problemdruck kann sich aber zum anderen auch nach „innen“ an die eigene Psyche und den eigenen Körper richten. Im sozialen Bereich drückt sich diese Variante in Rückzug und Isolation, Desinteresse an öffentlichen Ereignissen und fehlendem Engagement aus. Gesundheitlich kann sie sich in psychosomatischen Störungen und depressiven Stimmungslagen bis hin zu Suizidversuchen manifestieren (vgl. Hurrelmann 2010, 161-162). Diese Verhaltensformen sind ein Symptom für mangelnde Bewältigungskompetenzen, auf die hilflos reagiert wird, weil die Verantwortung dafür bei sich selbst gesehen wird, ohne dass ein Lösungsweg bekannt wäre (vgl. Hurrelmann 2010, 162).

Die Problemverarbeitung kann statt nach außen oder nach innen auch in eine ausweichende Richtung gehen. Dieses „aus dem Felde gehen“ drückt sich im sozialen Bereich in nonkonformem Verhalten und unsteten, wechselhaften sozialen Beziehungsmustern aus. Im gesundheitlichen Bereich zählen suchtfördernde Verhaltensweisen dazu (vgl. Hurrelmann 2010, 162). Sie sind eine Kombination aus nach außen und nach innen gerichteten Varianten. Sie tragen fremdaggressive und selbstaggressive Züge und sind symptomatisch für ein Entrinnen und Ausweichen gegenüber der mühseligen „Arbeit an sich selbst“ und der „Arbeit an der Lebenssituation“ (vgl. Hurrelmann 2010, 162).

In ihrer subjektiven Logik stellen alle drei Varianten eine jeweils schlüssige und psychosozial plausible Lösung von Belastungslagen und Problemkonstellationen dar (vgl. Hurrelmann 2010, 162). Die außengerichteten Formen der Problemverarbeitung sind dadurch gekennzeichnet, dass sie gesellschaftlich unkonventionell und unerwünscht sind, weil sie gegen geschriebene und ungeschriebene Normen verstoßen (vgl. Hurrelmann 2010, 163). Für das pädagogische Verstehen von abweichendem Verhalten gilt, dass dieses solchermassen öffentlich etikettierte und sanktionierte Verhalten in seinem Kern auch als Bewältigungsverhalten, als subjektives Streben nach situativer und biografischer Handlungsfähigkeit und psychosozialer Balance in kritischen Lebenssituationen und –konstellationen erkannt werden muss (vgl. Böhnisch 2006, 11).

Macht sich der frühe Konkurrenzdruck und Mithaltstress mit seinem Ausgrenzungsrisiko bemerkbar, sucht der Jugendliche nach Mitteln des Ausweichens und der Alltagsflucht (vgl. Böhnisch 2006, 137). Abweichendes Verhalten bei Jugendlichen kann maßgeblich als eine

Reaktion auf unterprivilegierte Lebens- und ungünstige Sozialisationsbedingungen sowie auf Brüche oder Blockaden im sozialen Integrationsprozess zurück geführt werden (vgl. Hurrelmann 2010, 165). Kriminelle Verhaltensweisen sind also auch ein Symptom für eklatant defizitäre soziale Ressourcen, die meist mit schwachen personalen Ressourcen einhergehen (vgl. Hurrelmann 2010, 165). Somit wird Jugenddelinquenz als eine Art der Anpassung an belastende soziale Rahmenbedingungen konzeptualisiert (vgl. Dollinger 2010, 165).

Möglicherweise sind also Krisen oder kritische Lebensereignisse, die Verteilung von Ressourcen und defizitäre Bewältigungsmuster wichtiger für die Erklärung von straffälligem Verhalten, als die jugendkulturelle Offenheit zu abweichendem Verhalten (vgl. Eisenhardt 2005, 63). Die Verletzbarkeit (Vulnerabilität) einer Person durch Stressoren aus der Umwelt kommt nicht nur bei psychischen und somatischen Erkrankungen zum Ausdruck, sondern ebenso bei einem großen Teil des straffälligen Verhaltens (vgl. Eisenhardt 2005, 63-64). Die meisten Delikte von Jugendlichen werden in Gruppen begangen (vgl. Eisenhardt 2005, 21). Gemeinsames Trinken von Alkohol und der Gebrauch von Drogen sind Verhaltensweisen, die unter Gruppeneinfluss zu Stande kommen, ebenso Delikte wie Sachbeschädigungen und Körperverletzungen (vgl. Eisenhardt 2005, 21). Indikatoren sprechen dafür, dass der Gruppeneinfluss (Gruppendynamik) bei Jugendlichen höher ist, die man als Entwicklungstäter bezeichnen kann (vgl. Eisenhardt 2005, 21). Ansonsten ist gerade nicht erwiesen, dass Gleichaltrige ihren Einfluss dergestalt ausüben, dass sie Mitglieder zu dissozialem Verhalten verführen (vgl. Eisenhardt 2005, 21).

Jedoch stellt die Ablehnung in einer Peergruppe eine bedeutende risikoerhöhende Bedingung in der Entwicklung von Heranwachsenden dar. Sie führt nicht selten zu schwerwiegenden Selbstwertproblemen, sozialem Rückzug, depressiven Verstimmungen, Suizidgedanken, sozialen Ängsten, Schulproblemen und aggressiv-dissozialen Verhaltensweisen (vgl. Scheithauer 2008, 249). Können diese Erfahrungen in der Familie nicht aufgefangen werden (oder setzten sich dort sogar noch fort), ist das Risiko für die Ausbildung psychischer Störungen und abweichender Verhaltensweisen hoch (vgl. Scheithauer 2008, 249).

Finanzielle Schwierigkeiten führen zu feindseligem Verhalten innerhalb der Familie und diese wiederum zu Verhaltensstörungen bei den Kindern (vgl. Eisenhardt 2005 72-73). Feindselige familiäre Interaktionen, die mit ökonomischem Stress verbunden sind, steigern das Risiko für internalisierende und externalisierende Verhaltensprobleme (vgl. Eisenhardt 2005, 72).

Eine Selbstzurückweisung bzw. niedrige Selbstwertschätzung führt zu Stress (vgl. Eisenhardt 2005, 75). Impulsiv-aggressives Verhalten ist folglich als Stressreaktion zu verstehen (vgl. Eisenhardt 2005, 93). Damit stellt dissoziales Verhalten eine Vermeidungsstrategie dar oder zumindest einen Abwehrmechanismus, der dem Schutz des Selbst dient (vgl. Eisenhardt 2005, 76). Folglich kann dissoziales Verhalten auch als Verteidigung des Selbst gegen Entwertungen durch bedeutsame Personen aus der Umwelt (primär der Familie) angesehen werden (vgl. Eisenhardt 2005, 76).

Abweichendes und delinquentes Verhalten wird darum auch auf familiäre Konstellationen zurückgeführt, in denen Eltern von ihren Kindern viel erwarten, aber ihnen nicht die Möglichkeit und die Unterstützung geben können, diese Erwartungen einzulösen (vgl. Eisenhardt 2005, 75). Auch die Art und Weise, wie innerfamiliäre Konflikte stetig auf die Kinder abgeleitet werden, wird zu den Belastungsfaktoren gezählt, die bei abweichendem Verhalten von Kindern und Jugendlichen eine Rolle spielen können. Positives Selbstwerterleben und Überzeugungen zur Selbstwirksamkeit hingegen, haben sich als Schutzfaktoren gegen Delinquenz bei Jugendlichen erwiesen (vgl. Eisenhardt 2005, 75). Jugendliche, die konventionelle soziale Kontexte jedoch nicht als Quelle positiver Selbsteinstellungen erfahren, entwickeln eine Bereitschaft, delinquente soziale Kontexte aufzusuchen, um dort positive Selbstbewertungen zu erfahren (vgl. Dollinger 2010, 169).

Nach diesen Überlegungen kann nicht mehr verwundern, dass unter diesen Umständen gerade den Jugendlichen, die biografisch und in ihren Herkunftsmilieus sozial nie zum Zuge gekommen sind, alles recht ist- bis hin zur Gewalt- ,um auf sich aufmerksam zu machen und zeigen zu können, wer man ist (vgl. Böhnisch 2008, 147). Gewalttätige Jugendliche versuchen (unbewusst) mit ihren Handlungen sozial auf sich aufmerksam zu machen, zu zeigen, dass sie da sind. Sie schließen sich gewalttätigen Gruppen an, um soziale Bindung und Integration auf diese Weise zu erlangen.

Zusammenfassend stellt sich Jugendkriminalität dar, als eine Mischung aus den sozialen Herkunftsmilieus (Familie und Peers), jugendkultureller Offenheit für abweichendes Verhalten und institutionelle Ettikettierungs- und Stigmatisierungsmuster. Verlust an Selbstwert, mangelnde soziale Anerkennung und Wirksamkeit und „ungerichteter“ Integrationsdruck liegen also im Spektrum der Entstrukturierung des Jugendalters eng beisammen (vgl. Böhnisch 2008, 189). Der hohe Anteil von Jugendlichen an der Gesamtzahl der Tatverdächtigen ist ein Indikator für die zunehmende soziale und kulturelle Desintegration einer Minderheit der jungen Generation (vgl. Hurrelmann 2010, 165). So, wie die moderne Industriegesellschaft strukturiert ist, provoziert und produziert sie Delinquenz und schafft die Bedingungen dafür (vgl. Böhnisch 2006, 11).

Wenn man sich Aussagen und mediale Selbstpräsentationen gewalttätiger Jugendlicher vergegenwärtigt, geht es längst nicht mehr nur um Normverletzungen, sondern um die diffuse Lust an der Selbstbehauptung und um die Suche nach Anerkennung und Wirksamkeit durch Auffälligkeit. Gewalt stellt dabei ein Medium dar „in dem man sich in Szene setzen“, diffuse Situationen entscheiden und die Welt nach dem Schema Oben-Unten, Stark-Schwach wieder in eine Ordnung bringen kann (vgl. Böhnisch 2008, 182).

Gewalt ist für Jugendliche zum einen ein Mittel zur Selbstwertsteigerung und –demonstration. Es soll gezeigt werden, dass man da ist und an der Gesellschaft teilhaben will, in dem man Werte hochhält (Nationale, autoritäre, u.ä.). Zum anderen ist es der Versuch, die Eindeutigkeit in der sozialen Orientierung in einer unübersichtlichen und widersprüchlich gewordenen sozialen und kulturellen Umwelt wieder herzustellen (vgl. Böhnisch 2008, 183). Dies wird versucht indem man sich situativ zum „Herrn der Lage“ macht, bzw. die „Rangordnung“ gegenüber Schwächeren demonstriert.

Gewalt kann aber auch eine nach außen gerichtete Reaktion auf Überlastung in sozialen Beziehungen und gegenüber Problembelastungen sein. Diese setzen die eigene Hilflosigkeit frei, die dann abgespalten und gewalttätig auf Schwächere projiziert werden kann. Gewalt kann aber auch ein strategisches Verhalten (Umwegverhalten) bei sozialer Isolation und Kontaktschwäche sein (vgl. Böhnisch 2008, 183). Man möchte mangels kommunikativer und sozialemotionaler Kompetenzen soziale Beziehungen im wahrsten Sinne des Wortes „mit Gewalt“ herbeiführen und tut dies über den Umweg der gewalttätigen Annäherung und der Suche nach sozialem Anschluss an abweichende Gruppierungen, wenn andere sozialintegrative Muster versagen oder nicht zugänglich sind (vgl. Böhnisch 2008, 183). In der Jugendkriminalität verbergen sich also nicht nur jugendkulturelle Devianzmuster, sondern auch Formen der biografischen Lebensbewältigung. Es ist eine deviante Form der Problemverarbeitung. Es zählt zuvörderst das Bewältigungsverhalten, dass nach Handlungsfähigkeit und nicht primär nach Normverhalten strebt (vgl. Böhnisch 2008, 185).

Diese Bewältigungsbezüge erklären aber (noch) nicht die erregende Lust an der Gewalt, die man bei gewalttätigen Jugendlichen quer durch alle Schichten befremdet beobachten und bestürzt spüren kann. Dies scheint nun wiederum etwas damit zu tun zu haben, wie Jugendliche sich im gesellschaftlichen Umfeld als Jugendliche fühlen. Neben dem Gefühl des Nicht-Gebraucht-Werdens ist es wohl ein Gefühl der Langeweile -als ständiges Defizit an eigener Wirksamkeit-, das Jugendliche dazu treibt, sich über Gewalt in lustvolle Erregungszustände und omnipotente Narzissmen zu versetzen (vgl. Böhnisch 2008, 181).

Solche Zustände sind zwar in der pubertären Konstellation der Jugendphase angelegt, münden aber dort in aggressive und gewalttätige Ausdrucksformen, wo um die Jugendlichen herum alles beliebig ist und keine Tabus mehr zu brechen sind (vgl. Böhnisch 2008, 183). Mit der Biografisierung der Jugendphase und der damit verbundenen Spannung von Selbstinszenierungszwang und sozialem Ausgesetzsein ist der jugendkulturelle Zustand von Langeweile und Erregung auf das eigene Selbst und seine Befindlichkeit verwiesen. Davon, wie Jugendliche mit ihrem Selbst umgehen können, hängt es also ab, wie sich dieses Selbst sozial äußert (vgl. Böhnisch 2008, 183).

Der hohe Anteil von Jugendlichen an der Gesamtzahl der Tatverdächtigen ist ein ernster Indikator für die zunehmende soziale und psychische Desintegration einer Minderheit von Jugendlichen. Dabei handelt es sich mehrheitlich um Jugendliche, welche die herrschenden Werte von Prestige und Erfolg in der Gesellschaft teilen, sie aber nicht erreichen können bzw. auf dem Wege dahin scheitern (vgl. Hurrelmann 2010, 165). Jugendliche, die zu diesem problematischen Handlungsmuster Zuflucht nehmen, gelingt keine sozial anerkannte Form der Leistungserbringung und Selbstbestätigung in Schule und Beruf und keine hierauf aufbauende Entwicklung eines gesellschaftlich akzeptierten autonomen Lebensstils (vgl. Hurrelmann 2010, 165). Das Dilemma dieser Jugendlichen liegt darin, dass sie die vorherrschenden Werte nicht umsetzen können. An Leistungs- und Prestigeerwartungen zu scheitern, die sie grundsätzlich akzeptieren, ist für sie eine schmerzhaft und enttäuschende Erfahrung (vgl. Hurrelmann 2010, 166). In auffälligen Verhaltensweisen Jugendlicher steckt deshalb immer wieder auch ein massiver Hinweis auf Selbst- und Anerkennungsstörungen und sozialer Hilflosigkeit (vgl. Hurrelmann 2010, 166).

Straffällige Jugendliche haben in der Regel auch keine Defizite im Verständnis der Moral. Sie verstehen und akzeptieren moralische Normen im Allgemeinen, dennoch haben viele eine ambivalente Haltung ihnen gegenüber. Jugendliche Kriminalität ist demnach dynamisch und widersprüchlich (vgl. Dollinger 2010, 180). Auf der Suche nach Identität und sozialer Anerkennung nehmen sie „Angebote“ wahr, die ihnen in kulturellen Artikulationen zur Selbstdarstellung und zur Expression von Individualität offeriert werden (vgl. Dollinger 2010, 184).

Um in kritischen biografischen Situationen, wenn der Selbstwert existentiell bedroht, der soziale Anschluss gestört und soziale Mittel der Kommunikation nicht verfügbar sind, Handlungsfähigkeit zu erlangen, kann die Ausübung von Gewalt deshalb auch als der letzte und extremste Versuch verstanden werden (wenn auch nur für die kurze Zeit der „Gewaltsekunde“) (vgl. Thome 2007, 180). Der Gewaltakt selbst stellt subjektiv die Orientierung her und gibt einen spektakulären Selbstwertschub des „letzten eigenen Mittels“. Die Chance, von der Rolle des Unterlegenen in die des Überlegenen wechseln zu können, ist besonders groß gegenüber „Schwachen“ (vgl. Thome 2007, 180). Gewalt wird dann nicht zuletzt gegen Angehörige anderer benachteiligter Gruppen eingesetzt, mit denen man im Kampf um Anerkennung und Status unmittelbar konkurriert (vgl. Thome 2007, 181). Das soziale Desaster, das damit angerichtet wird, tritt aus subjektiver Sicht erst einmal in den Hintergrund.

Jugendliche müssen sich aber ab diesem Zeitpunkt mit polizeilichen und gerichtlichen Instanzen auseinandersetzen. Es entsteht eine neue Bewältigungsszenarie, auf die sie nicht vorbereitet sind und die sie möglicherweise weiter in abweichendes Verhalten drängt (vgl. Böhnisch 2008, 186).

Das Problem ist, dass gleiches Verhalten aus Gründen der unterschiedlichen Herkunft unterschiedlich bewertet werden kann. Was bei dem einen ein Ausrutscher ist, ist bei dem anderen ein milieugebundenes und damit folgerichtiges kriminelles Verhalten (vgl. Böhnisch 2008, 186). Wenn sich dieses abweichende Verhalten wiederholt, werden die betreffenden Jugendlichen bald auffällig und schließlich aktenkundig. Sie können jetzt tun, was sie wollen,

ihr Verhalten wird negativ registriert und etikettiert (vgl. Böhnisch 2008, 186). Die Reaktionsweisen, die Jugendliche daraufhin zeigen, bestehen dann nicht selten darin, dass sie dieses Etikett annehmen und sich diesen negativen Erwartungen gegenüber konform verhalten. Sie versuchen, die konflikthafte Situation zu bewältigen und handlungsfähig zu bleiben, indem sie die Etikettierung übernehmen (vgl. Böhnisch 2008, 186).

Jugendliche unterliegen einer höheren Kontrollaufmerksamkeit infolge der Annahme, dass sie zu einer Gruppe gehören, die in besonderem Maße kriminalitätsgefährdet sei (vgl. Krassmann 2003, 11). Vermeintlich abweichendes Verhalten dieser Personen wird in Folge eher wahrgenommen und als kriminell definiert (vgl. Krassmann 2003, 11). Mit dem Entdeckungsrisiko steigt dann vor dem Hintergrund, dass sie als besondere Bedrohung für öffentliche Sicherheit angesehen werden, die Wahrscheinlichkeit, dass einerseits Opfer oder Zeugen Anzeige erstatten und andererseits die Polizei eine Anzeige aufnimmt (vgl. Krassmann 2003, 11). Weil die Jugendkriminalität im Gefolge der öffentlichen Diskurse gleichzeitig als eine Bedrohung für die öffentliche Sicherheit wahrgenommen wird, werden diese Verhaltensweisen auch eher bei der Polizei angezeigt und gemeldet (vgl. Krassmann 2003, 17-18). Die Verdachtsschöpfung der Polizei richtet sich zudem selektiv auf bestimmte Personengruppen, die bei gleichen Tatmerkmalen überdurchschnittlich häufig am Ende der Ermittlungen als Tatverdächtige angesehen werden: In erster Linie Jugendliche, in geringem Maße Unterschichtsangehörige (vgl. Thome 2007, 62-63). Die Kategorien, die zur Charakterisierung von Kriminalität eingesetzt werden, stützen sich dabei auf moralische Vorgaben und Normierungen (vgl. Dollinger 2010, 176). Sie bestimmen das Strafrecht insgesamt; dessen „normative Funktion besteht im Wesentlichen in der Darstellung und Verdichtung herrschender Moral anhand von individuellen Konflikten“ (vgl. Dollinger 2010, 176). Bestimmte Lebensstile und –formen werden somit als defizitär, problematisch und korrekturbedürftig bestimmt, so dass die Betroffenen mit einem „Moralstrafrecht“ konfrontiert werden (vgl. Dollinger 2010, 176).

Schließlich beeinflusst die Geständnisbereitschaft der Tatverdächtigen, die bei Jugendlichen und Unterschichtsangehörigen besonders hoch ist, die Aufklärungswahrscheinlichkeit (vgl. Thome 2007, 62). Wenn abweichendes Verhalten institutionell etikettiert und kriminalisiert wird, dann verliert die Situation jedoch ihren jugendkulturellen Ursprung. Mit der Dauer der Erfahrung negativer Zuschreibung erhöht sich die Attraktivität devianter Konstellationen (vgl. Böhnisch 2006, 72).

Aus der kriminologischen Forschung ist inzwischen bekannt, dass Kriminalität durch härtere Sanktionen nicht reduziert, allenfalls gefördert wird. Die innere staatliche Sicherheit wird dadurch nicht erhöht, sondern gefährdet, indem Steuergelder in verfehlte Maßnahmen investiert werden, statt sie dort einzusetzen wo es erzieherisch und integrativ sinnvoll wäre (vgl. Scheithauer 2008, 67).

Wie viele empirische Untersuchungen belegen, bewirkt erst die Kombination von ungünstigen Sozialisationsbedingungen, sozialen Mängellagen und frühen und häufigen Kontakten mit sozialen Kontrollinstanzen sowie häufigen Registrierungen und Sanktionen die Gefahr der Festschreibung einer kriminellen Karriere (vgl. Albrecht 1979, 173).

3.2. Risikoverhalten

Aus den überdurchschnittlichen Belastungen, die die Lebensphase Jugend mit sich bringt, so wie aus möglicherweise unzureichenden Bewältigungskompetenzen, auch als Folge von Orientierungskrisen, kann jugendspezifisches Risikoverhalten resultieren (vgl. Scheithauer 2008, 13). Risikoverhaltensweisen können sich jedoch nicht nur aus Problemen bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben ergeben, sondern sie können auch eine wichtige

Funktion in der psychosozialen Entwicklung von Jugendlichen einnehmen. Zum Beispiel indem sie die jungen Menschen darin unterstützen, wichtige Entwicklungsaufgaben zu lösen, etwa den Zugang zu Peergruppen zu ermöglichen, Beziehungen zu Gleichaltrigen aufzubauen und deren Anerkennung zu erwerben (vgl. Scheithauer 2008, 14-15).

Jugendliche, die auf Problemkonstellationen bei den Entwicklungsaufgaben ausweichend reagieren, wählen oftmals den Weg der Manipulation ihrer psychosozialen Befindlichkeit, um sich dem belastenden Druck zu entziehen (vgl. Hurrelmann 2010, 169). Mit psychotropen Substanzen verschaffen sich Jugendliche auf Kosten ihrer Gesundheit und ihres Körpers bessere Stimmungslagen. Sie versuchen, ihrer alltäglichen Lebenswelt zu entfliehen, indem sie sich künstlich „bessere“ Erlebniswelten schaffen (vgl. Hurrelmann 2010, 169).

Probleme bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben werden von immer mehr Jugendlichen auch mit dem Konsum von Medikamenten beantwortet. Sie greifen auf eigene oder elterliche Initiative zur Arznei, meist als Reaktion auf Beeinträchtigungen ihres gesundheitlichen Befindens, oder bekommen sie vom Arzt verordnet, um leistungsfähig zu bleiben oder zu werden (vgl. Hurrelmann 2010, 170). Ziel ist eine Steigerung der Anpassungs- und Leistungsfähigkeit des Organismus und der Psyche, um bestimmten individuellen oder sozialen Erwartungen zu entsprechen (vgl. Hurrelmann 2010, 170). Das Arzneimittel wird hier „in Eigenregie“ für die Manipulation von körperlichen und psychischen Befindlichkeiten eingesetzt, gewissermaßen analog zum aus dem Leistungssport bekannten „Doping“ (vgl. Hurrelmann 2010, 170).

Neben der steigenden Bereitschaft zur „Selbstmedikation“ besteht eine große Neigung von Eltern und Ärzten zu einer kurzschlüssigen „pharmakologischen Reaktion“ bei sozial und psychisch abweichenden Verhaltensweisen Jugendlicher (vgl. Hurrelmann 2010, 170). Die Neigung von Eltern, auf Schulleistungsschwierigkeiten ihrer Kinder und deren Begleiterscheinungen mit der Verabreichung von Medikamenten zu reagieren, ist in den letzten Jahren stark angestiegen (vgl. Hurrelmann 2010, 170). Auch bei den Allgemeinmedizinerinnen stehen bei der medikamentösen Therapie Aufmerksamkeitsdefizite, Unruhe und Konzentrationsschwächen bei Jugendlichen im Fokus (vgl. Hurrelmann 2010, 170). Diese Befunde machen deutlich, wie hoch der „psychische Druck“ auf angepasstes und leistungsorientiertes Verhalten heute ist (vgl. Hurrelmann 2010, 171). Nachdenklich stimmt auch das Ausmaß, in dem Arzneimittel mit psychoaktiver Wirkung von Fachleuten als Mittel zur Belastungs- und Konfliktbewältigung sowie zur Sicherung von Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit eingesetzt werden ohne dabei die psychischen und sozialen Entstehungsgeschichten einer Belastung zu beachten (vgl. Hurrelmann 2010, 171).

Im psychosomatischen Bereich sind steigende Verbreitungen von Essstörungen zu registrieren, die in einem krankhaften Versuch der Gewichtsregulation nach der Sexualreife bestehen (vgl. Hurrelmann 2010, 179). Die Ursachen liegen hier in einem Verlust der Körperkontrolle und psychischen Überforderung durch die Pubertätskrise (vgl. Hurrelmann 2010, 179).

Bei den diffusen psychosomatischen Beschwerden (Kopfschmerzen, Nervosität, Unruhe, Rückenschmerzen, Magenbeschwerden, Schlafstörungen, usw.) entfallen laut Studien auf die Verbreitung von bis zu 20% im Jugendalter (vgl. Hurrelmann 2010, 179). Ca. 10% der Jugendlichen leiden an psychischen Auffälligkeiten (Psychosen, emotionale Störungen, Verhaltensstörungen) (vgl. Hurrelmann 2010, 179). Werden alle Befunde zusammen gezogen, müssen rund 25% der Jugendlichen, die mittlere bis schwere Störungen und Beeinträchtigungen ihrer Gesundheit in Kauf nehmen (vgl. Hurrelmann 2010, 180). Erklären lässt sich dieser Trend nur durch den erhöhten „Entwicklungsdruck“ der ganz offensichtlich auch zu psychophysiologischen Belastungen führt (vgl. Hurrelmann 2010, 180). Die Ursachen liegen in einer Kombination von somatischen, psychischen, sozialen und ökologischen Determinanten (vgl. Hurrelmann 2010, 181).

Somit sind Risikoverhaltensweisen unter Umständen als Ausdruck entwicklungsangemessener Verhaltensmuster anzusehen (vgl. Scheithauer 2008, 15). Substanzmissbrauch oder problematischem Glücksspielverhalten lassen sich demnach auch folgende Funktionen zuschreiben: Zum einen Beziehungsaufbau und –erhalt, Stabilisierung der Position in einer Peergruppe und Ausdruck der Identifizierung mit einer jugendlichen Subkultur. Zum anderen demonstratives „Zur-Schau-Stellen“ einer Haltung gegen Konventionen und Normen und als Gegensatz zu den Lebensroutinen der Erwachsenenwelt (vgl. Scheithauer 2008, 15). Es erzeugt aber auch ein Unabhängigkeitsgefühl und demonstriert einen (vermeintlichen) Erwachsenenstatus. Ganz allgemein ist Substanzmittelmisbrauch auch Ausdruck von Freude am Ausprobieren und Grenzen austesten, auch können Frustrationen, Ängste, etc. kompensiert werden (vgl. Scheithauer 2008, 15).

In diesem Sinne sind ein auf das Jugendalter begrenztes dissoziales Verhalten und ein begrenzter Substanzmissbrauch von anhaltendem aggressiv-dissozialem Verhalten zu unterscheiden, das bereits im frühen Kindesalter seinen Anfang nehmen kann (vgl. Scheithauer 2008, 15).

Der Grund dafür, dass Jugendliche vermehrt Risiken eingehen, neue Erfahrungen suchen, bei dem Versuch versagen, unangemessene Reaktionen zu bezähmen und auf andere Art zu Entscheidungen gelangen als Erwachsene, kann darin begründet liegen, dass ihre Gehirnentwicklung große Veränderungen erfährt (vgl. Scheithauer 2008, 16). Gerade die Gehirnregionen, die mit sozialen Kognitionen verknüpft sind, durchlaufen etwa mit dem Einsetzen der Pubertät sehr ausgeprägte und andauernde Veränderungen (vgl. Scheithauer 2008, 17). Es handelt sich deshalb nicht immer um bewusste Entscheidungen, wenn Jugendliche Alkohol und Drogen konsumieren oder riskantes Sexualverhalten zeigen, sondern vielmehr um ein unkontrolliertes, impulsives Verhalten (vgl. Scheithauer 2008, 18). Neuere Studien belegen, dass das Verhalten von Jugendlichen weniger auf reflektierten Entscheidungsprozessen beruht, als vielmehr aus Intuitionen heraus, impulsiv und spontan entsteht (vgl. Scheithauer 2008, 18). Andererseits sind Risikoverhaltensweisen aber nicht nur plan- und ziellos, sondern vielmehr wählen einige Jugendliche auch ein solches Verhalten bewusst, um beispielsweise Stress zu reduzieren oder gegen Gefühle der Einsamkeit vorzugehen (vgl. Scheithauer 2008, 18).

Weiterhin zeigen sich riskante Verhaltensweisen, wie der übermäßige Konsum von Alkohol, dem so genannte „Binge Drinking“ oder das problematische Glücksspielverhalten in Folge des Versuches, negative Stimmungen, Probleme oder andere negative Affekte mit Hilfe der Substanzen bzw. des Glücksspiels zu „bearbeiten“ (im Sinne einer negativen Problemlöse- und Emotionsregulationsstrategie (vgl. Scheithauer 2008, 19). Risikoverhaltensweisen haben somit eine handlungsorientierte, maßgeblich der Kompensation von Belastungen und dem Ausagieren von Ausbruchswünschen dienende (Multi-) Funktionalität für die Jugendlichen. Es ist zudem ein Reifensymbol, eine Demonstration von Eigenständigkeit und vor allem eine symbolische Opposition gegen das normale, eingefahrene Leben der Erwachsenen (vgl. Böhnisch 2008, 179).

Erweisen sich die Sozialisationsprozesse als mangelhaft, lernen Kinder nicht, ihr Verhalten effektiv zu regulieren, dies führt zu einer geringen Selbstkontrolle, „Kurzsichtigkeit“, riskantem Verhalten, Impulsivität, etc. und einer mangelnden Fähigkeit, die (langfristigen) Konsequenzen des eigenen Verhaltens angemessen einzuschätzen (vgl. Scheithauer 2008, 19). Studien belegen, dass grundlegende Selbstregulations- oder auch Emotionsregulationsstrategien und Strategien der Verhaltenshemmung dafür verantwortlich sind, ob Jugendliche Risikoverhaltensweisen zeigen (vgl. Scheithauer 2008, 19). Risikoverhalten sind solche Verhaltensweisen, die in ihren mittelbaren oder unmittelbaren Konsequenzen, bewusst oder unbewusst, gewollt oder ungewollt für die eigene Person zu einer Beeinträchtigung ihres körperlichen und psychischen Wohlbefindens, sowie ihrer sozialen Entfaltungsmöglichkeiten

führen (vgl. Böhnisch 2008, 178). Der eigene Körper ist dabei das Medium, das die Erlebbarkeit des Risikoverhaltens sichert (vgl. Böhnisch 2008, 179). Es ist eine extreme Form der Selbstäußerung, die in der sozialräumlichen Offenheit und dem damit verbundenen strukturellen Risikocharakter der Jugendphase abläuft und (noch) nicht durch Rollen- und Funktionszwänge eingeschränkt oder überlagert ist (vgl. Böhnisch 2008, 181).

So ist auch die zerstörende Gewalt als extreme Form des Risikoverhaltens im Biografisierungszwang für manche Jugendliche selbstverständlicher geworden als früher (vgl. Böhnisch 2008, 181).

Was dabei als „Problemverhalten“ wahrgenommen wird, erweist sich oftmals als subjektive Einschätzung, d.h. es liegen der Beurteilung zuweilen normative Vorstellungen zugrunde, die durch gesellschaftliche Veränderungen variieren können (vgl. Scheithauer 2008, 11). Die Wahrnehmung von Gefahren ist kulturell kodifiziert und als solche auch von Vorstellungen sozialer Unerwünschtheit geprägt. Vorbehalte gegenüber bestimmten sozialen Gruppierungen und Verhaltensweisen sind in der Regel zutiefst in einem tradierten gesellschaftlichen Moralkodex verankert (vgl. Raithel 2003, 250).

Risikomanagement ist proaktiv und darauf ausgerichtet, unerwünschte Ereignisse oder Zwischenfälle möglichst gar nicht erst eintreten zu lassen. Unter diesem Vorzeichen gerät nicht erst strafrechtlich relevantes, sondern prinzipiell jedes störende Verhalten ins Visier (vgl. Raithel 2003, 314). Personen, die als Risikoträger (Jugendliche!) identifiziert werden, unterstehen entweder verschärfter Überwachung oder sie sind von vornherein von dem Ort zu entfernen, an dem sie zu einer Gefahr werden könnten und das Eintreten eines unerwünschten Ereignisses höchstwahrscheinlich machen (vgl. Raithel 2003, 314). Auszuschließen ist das Unordentliche, nicht anpassungsfähige, das unerwünschte Verhalten, am besten noch bevor es passiert, ja bevor es sichtbar wird (vgl. Raithel 2003, 322).

3.3. Multi-mediale Darstellung Jugendlicher

Besondere mediale und politische Aufmerksamkeit erhalten Jugendliche, wenn sie mit strafrechtsrelevantem Verhalten, also mit (Jugend-) Kriminalität, in Erscheinung treten (vgl. Dollinger 2010, 11). In diesem Kontext geht es dann in der Regel nicht um aktuelle kriminologisch und/oder sozialpädagogische Befunde. Sondern Boulevardjournalismus und Teile der staatlichen Politik verweisen auf wenige dramatische Einzelfälle, die zu Symbolen einer „Verrohung“ Jugendlicher, einer verfehlten Integrationspolitik oder einer zu „weichen“ Kriminalpolitik und Justiz stilisiert werden (vgl. Dollinger 2010, 11).

Aufgrund der ihr zugesprochenen gesellschaftlichen Bedeutung wird Kriminalität regelmäßig durch die Massenmedien dargestellt (vgl. Kania 2000, 63). Zwei Faktoren sorgen für den prägenden Einfluss der Medien auf die Vorstellungen von Kriminalität beim Rezipienten: Zum einen sind eigene Erfahrungen mit Kriminalität selten und zum anderen hat insbesondere das Fernsehen eine enorme Glaubwürdigkeit der Darstellung. Deshalb werden die subjektiven Kriminalitätsvorstellungen viel stärker durch die Mediendarstellung als durch die tatsächliche Kriminalität beeinflusst (vgl. Kania 2000, 63). Ergebnisse legen nahe, dass die Kriminalitätsdarstellung im Fernsehen maßgeblich auf der Auswahl spezifischer Delikte basiert, oft „ergänzt“ durch eine extremisierende, manchmal sogar erfundene, medienwirksame Darstellungen (vgl. Kania 2000, 64).

Durch Berichte über kriminelle Taten werden gesellschaftliche Normvorstellungen von „gut“ und „richtig“ durchgesetzt. Sie dienen sowohl der Abschreckung als auch der Normverdeutlichung (vgl. Kania 2000, 69).

Zudem wird die Opfersicht in der Regel deutlich bevorzugt, die Täterperspektive dagegen eher vermieden (vgl. Kania 2000, 68). Damit trägt die Kriminalitätsberichterstattung auch der

gesellschaftlichen und kriminalpolitischen Tendenz zu einer verstärkten Beachtung der Opfer von Kriminalität Rechnung (vgl. Kania 2000, 68). Darüber hinaus rufen die Sendungen nur selten und in sehr geringem Ausmaß Verständnis für die Motive des jugendlichen Täters hervor (vgl. Kania 2000, 68).

Zu beachten ist hierbei, dass die Wirkung, das ist, was Betroffenheit auslöst, weitgehend unabhängig davon, wie realistisch die Darstellung ist (vgl. Kania 2000, 68).

Außerdem wird ein erheblicher Einfluss der Medien auf die allgemeine Kriminalitätssorge unterstellt, wobei insbesondere überregionale Kriminalitätsberichte die Meinung über Kriminalität als gesellschaftliches Problem prägen (vgl. Dittmann 2005, 3). Da die Massenmedien und selbst die polizeilichen Pressemitteilungen spezifische Formen von Normabweichungen besonders häufig thematisieren, wird dadurch zugleich eine spezifische Wahrnehmung von Delikthäufigkeiten produziert (vgl. Dollinger 2010, 11). Gesellschaftliche Relevanz erhalten soziale Sachverhalte also offensichtlich nicht allein durch Quantität, sondern auch durch ihre interessenorientierte Bewertung (vgl. Albrecht 1979, 161).

Kriminelle Aktivitäten von Jugendlichen ziehen dabei ein beachtliches Ausmaß an öffentlicher Aufmerksamkeit auf sich. Während Mediendarstellungen den Eindruck vermitteln, dass die Häufigkeit und Intensität der Jugendkriminalität angestiegen sei, sind die Sozialwissenschaften bemüht, dieses Bild beständig zu relativieren (vgl. Dollinger 2010, 159). Der zweite periodische Sicherheitsbericht der Bundesregierung 2006 gibt ihnen Recht. Darin wurde ausgesagt, dass sich in der Gesamtschau ein klares Bild ergibt:

Dunkelfeldstudien an verschiedenen Orten, bezogen auf verschiedene Zeiträume bieten für die These eines Anstieges der Jugendkriminalität keine empirische Stützung. Die verfügbaren Befunde deuten, wie zuvor erwähnt, eher in die Richtung, dass es zu Rückgängen der Jugenddelinquenz sowohl bei Eigentums- als auch bei Gewaltdelikten gekommen ist. Bei Letzteren nicht nur bei Raub, sondern auch bei den Körperverletzungsdelikten (vgl. Dollinger 2010, 102). Deutlich wird, dass Jugendkriminalität medial und politisch „vermarktet“ wird, die Wahrnehmung wird dadurch nachhaltig gesteuert (vgl. Dollinger 2010, 102).

Spektakuläre und erschreckende Ereignisse werden mit den Zahlen der polizeilichen Kriminalstatistik verknüpft. Erst dadurch entsteht die Gefahr einer „Masse“ (vgl. Dollinger 2010, 191). Dabei kommt es zu interpretativen Überhöhungen, indem nun alles Mögliche dem Leitbegriff „Kriminalität“ untergeordnet wird, was irgendwie beunruhigt, ängstigt oder stört (vgl. Dollinger 2010, 353). In der Tat zeigt sich, dass sich die tatsächlichen kriminalpräventiven Aktivitäten weithin, mitunter sogar überwiegend, gegen Lästigkeiten und Unannehmlichkeiten richten, die in der rechtlichen Bewertung allenfalls als Ordnungswidrigkeit eingeordnet werden können (vgl. Dollinger 2010, 353).

Die Dramatik der hohen Zahlen wird interpretiert und folglich pauschalisierende Erklärungen gefunden: Junge Männer der „Unterschicht“ tendieren zu Kriminalität und Gewalt und junge unverheiratete Frauen zu früher Mutterschaft (vgl. Dollinger 2010, 191). Diese Ausführungen sind zwar empirisch haltlos, aber sie wirken sich als Element eines Diskurses aus, der zur Diskreditierung einer fürsorgenden Sozialpolitik und einer wohlfahrtsstaatlichen Kriminalpolitik beiträgt (vgl. Dollinger 2010, 133). „Wohlfahrt“, so ließe sich dies zuspitzen, wird zunehmend als kollektive „Sicherheit“ dekliniert, die nicht vorrangig den Einzelnen vor sozialen Problemen, sondern die Gesellschaft vor dem Einzelnen angesichts sozialer Probleme und hoher Kriminalitätsraten schützt (vgl. Dollinger 2010, 133).

Man könnte sogar sagen, dass eine, auf Kriminalität ansprechbare Öffentlichkeit, sich gerne an deren Aufwärtsentwicklung berauscht, wenn man bedenkt, dass mit angeblich bedrohlichen Kriminalitätsentwicklungen stets zu bestimmten Zeiten argumentiert wird (vgl. Albrecht 1979, 11). Aus öffentlichen Verlautbarungen wird überdeutlich, dass die Präsentation von Kriminalitätsdaten als Basis für das eigene Handeln verwendet wird, dass also die offiziellen Instanzen insofern ihre Handlungslegitimation selbst produzieren (vgl.

Albrecht 1979, 13). Unter Zugrundelegung der polizeilichen Kriminalitätsstatistik als Informationsquelle wird der Eindruck erweckt, eine positive Änderung im Bereich (Jugend-) Kriminalität sei durch den Ausbau der Instanzen sozialer Kontrolle möglich (vgl. Albrecht 1979, 13). Die Mobilisierung von Ressourcen durch administrative und politische Entscheidungen wird so auf der Basis des Materials der polizeilichen Kriminalstatistik legitimiert (vgl. Albrecht 1979, 13). Somit sind die Zahlen der polizeilichen Kriminalstatistik das Ergebnis eines selektiven und interpretativen Prozesses (vgl. Albrecht 1979, 161).

Über Kulturindustrie und konkurrierende Massenmedien vermittelt, kippt die moralische Empörung über Ungerechtigkeit in die populistische Form der moralischen Entrüstung über Abweichler und Außenseiter (vgl. Dollinger 2010, 198). Moralische Entrüstung artikuliert zwar nicht, was an gesellschaftlichen Verhältnissen Unbehagen oder Zorn verursacht, sondern es wird bestimmt, wer (von den üblichen Verdächtigen) die Bedrohung personifiziert (vgl. Dollinger 2010, 198). Deshalb zählt zu einem bevorzugten Verfahren die öffentliche Rede über die Jugend –in den Massenmedien, den Wissenschaften, der Politik, der professionellen Sozialen Arbeit. Die Problematisierung der jungen Generation stellt dabei ein wesentliches Medium und (Funktions-) Element in der Herstellung, Legitimation und fortwährenden Selbstvergewisserung von gesellschaftlichen Verhältnissen dar, für die soziale Ungleichheiten und Ausschließungen, Ausbeutung und Diskriminierung konstitutiv sind (vgl. Dollinger 2010, 23). So wird, im Rahmen der gängigen Postulierung, die Dauerkrise der Jugend zyklisch intensiviert und Moralpaniken verdichtet. Daher stehen Jugendliche unter dem grundsätzlichen Verdacht der Abweichung (vgl. Dollinger 2010, 24).

Die Konturen einer gefährdeten und gefährlichen Jugend, die der erzieherischen Intervention, der Kontrolle und ggf. der Sicherung bedarf, treten umso schärfer hervor und begründen umso überzeugender Handlungsnotwendigkeiten, je größer der Kontrast zu den Wunschbildern einer „idealen“ Jugend ausfällt (vgl. Dollinger 2010, 24). Somit wird dies zum bevorzugten Kristallisationspunkt einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung. Die „Jugend“ wird zum willkommenen Anlass der Sorge und Empörung genommen und unter der Hand zum unverdächtigen Medium der Durchsetzung spezifischer Macht- und Herrschaftsinteresse gemacht (vgl. Dollinger 2010, 24-25). Darüber hinaus bieten die Zuschreibung besonderer Gefährdungen bzw. Risiken vielfältige, und vor allem in den Augen einer breiten Öffentlichkeit stets legitime Anlässe, für eine Erweiterung und Intensivierung der Kontrolle und Überwachung von Jugendlichen (vgl. Dollinger 2010, 40). Wenn Heranwachsende heute pauschal als „Risiko“ rubriziert werden, dann sind es letztlich doch immer wieder die seit Alters vertrauten Gruppen (fremde, unterprivilegierte, männliche) Jugendlicher, die bevorzugt Anlass für Skandalisierungen und Moralpaniken genommen werden (vgl. Dollinger 2010, 40). Dies stellt eine „gefährliche und gefährdete Jugend“ (wieder) verstärkt in den Kontext von sozialer Feindseligkeit (vgl. Dollinger 2010, 195).

Dennoch ergibt sich die Fokussierung auf die Jugend aus der Natur der Sache. Es handelt sich bei den Kriminalitätsformen, an denen sich zuerst Angstfantasien und dramatisierende Mystifizierungen entzünden, um solche, die sich vorzugsweise in öffentlichen Räumen abspielen und durch ihre vordergründige, auf unmittelbare Bedürfnisbefriedigung angelegte, gegenständliche, direkte Angriffsweisen besonders offen in der sozialen Sichtbarkeit stehen (vgl. Dollinger 2010, 354). Sichtbarkeit und Gegenständlichkeit sind aber zugleich die Kennzeichen von Jugendkriminalität, weshalb sich diese besonders gut für symbolische Plakatierungen eignen (vgl. Dollinger 2010, 354). Überdies sind es insbesondere auch Jugendliche, die vielfach auf die „Straße“ als Lebensraum angewiesen sind und dort mit unkonventionellen Verhaltensweisen als lästig und störend wahrgenommen werden (vgl. Dollinger 2010, 354).

Im Übrigen bildet die Jugend als machtlose Gesellschaftsgruppe eine ideale Ableitungs- und Projektionsfläche für eigene Versäumnisse und mangelnde Opferbereitschaft zugunsten der

Jugend oder der eigenen Kinder. Weiterhin steht die Jugend für die vielfältigen eigenen kleinen „Sünden“ im Umgang mit rechtlichen Verhaltensanforderungen (vgl. Dollinger 2010, 354).

Heute kann man „Kriminalitätsfurcht“ auch als Chiffre für tief sitzende Verunsicherungen und diffuse Lebensängste interpretieren. So kann die Neigung zur Verortung herausragender Kriminalitätsgefahren bei der Jugend auch als Angst vor der Unzuverlässigkeit derjenigen gedeutet werden, auf deren Schultern unser aller Zukunft lastet (vgl. Dollinger 2010, 354). Deshalb ist nicht mehr die Fürsorge für die Kinder handlungsprägend, sondern vielmehr die Kontrolle ihres Bedrohungspotentials und die Abwehr, der von ihnen ausgehenden Gefahren (vgl. Dollinger 2010, 357).

Mit dem politischen und kulturellen Primat der Sicherheit ist ein Wirklichkeitskonzept verbunden, das die Welt vor allem in Hinblick auf Störungspotentiale und Gefahrenquellen wahrnimmt und danach ordnet, eine Welt des institutionalisierten Misstrauens (vgl. Dollinger 2010, 360). Die Jugend wird in diesem Paradigma nicht mehr unter dem Gesichtspunkt ihres Entwicklungspotentials begriffen, sondern als Risiko- und Störungspotential (vgl. Dollinger 2010, 360). Da Prävention begrifflich nicht erst auf eingetretene Störungen reagiert, sondern bei den hypothetischen und auf welche Indikatoren auch immer gestützten Potenzialen ansetzt, erfolgt die Zuordnung zwangsläufig pauschal, so dass bezüglich der Jugend, unter dem Leitmotiv der Prävention, gleich eine ganze Generation verdächtigt wird (vgl. Dollinger 2010, 360).

3.4. Gesellschaftliche Entwicklungen und deren Folgen

Infolge zunehmender Globalisierung und Internationalisierung kommt es zu umfassenden Veränderungen in allen nur denkbaren menschlichen Lebensbereichen (vgl. Hessel 1999, 7). Arbeitswelt, Lebensform und Normative erfahren somit grundlegende Wandlungen (vgl. Hessel 1999, 7). Dies hat die Auflösung traditioneller sozialer Lebensformen, Verluste von Normen für die Lebensgestaltung und eine Auflösung weltanschaulicher Orientierungsvorgaben zur Folge. Nichts scheint mehr normal, zuverlässig oder bewährt, Sicherheit gebend und Vertrauen vermittelnd zu sein. „Entgrenzung“ bedeutet dabei nicht das Überschreiten oder Verschieben von Grenzen, sondern deren Verlust, das (allmähliche) Verschwinden oder Undeutlichwerden einer Markierung (vgl. Thome 2007, 42). Damit ist alles möglich (vgl. Hessel 1999, 43). Der Verlust an bleibender Eindeutigkeit eröffnet Gestaltungsräume, befreit einerseits von zwanghaften Lebensschablonen, entlässt aber andererseits in einen erst zu erringenden und zu gestaltenden Freiraum (vgl. Hessel 1999, 44). Das bedeutet zum einen Anforderungsveränderungen, zum anderen Veränderungen von Persönlichkeitsqualitäten und Kompetenzprofilen, die für die Meisterung der neuen Zeit adaptiv funktional sind (vgl. Hessel 1999, 44). Bisher weitgehend standardisierte Abläufe von Biografien und von Lebensformen geraten somit in permanente Mobilitäts- und Flexibilitätszwänge (vgl. Hessel 1999, 44). Altersnormen haben ihre Festgelegtheit verloren, Lebensereignisse sind in ihrer Abfolge nicht mehr normativ (vgl. Hessel 1999, 44). Es entstehen vermehrt Situationen und Entscheidungszwänge, für die bisher gültige Normen und Wissensbestände keine ausreichenden Entscheidungskriterien anbieten (vgl. Thome 2007, 40). Dabei verändern sich die materiellen, symbolischen und sozialen Umwelten in einem Tempo, dem der moralische Diskurs und die (Re-) Konstruktion von Identitäten möglicherweise nicht mehr folgen können (vgl. Thome 2007, 40). Die Geschwindigkeit, mit der nicht nur „alte“ Normen, sondern auch alte Wissensbestände und Technologien obsolet werden, nimmt zu (vgl. Thome 2007, 41). An der Produktion und Rezeption neuen Wissens sowie dem (kompetenten) Gebrauch neuer

Technologien im Alltag sind nicht nur die sozialen Schichten, sondern auch die Generationen in jeweils unterschiedlichem Maße beteiligt (vgl. Thome 2007, 41).

Rascher sozialer Wandel kann zu Regulierungsdefiziten, zu einem Verlust an normativer und kognitiver Orientierung führen und damit einen Anstieg der Kriminalität begünstigen (vgl. Thome 2007, 406). Das Grundbedürfnis nach Sicherheit ist deshalb in den letzten Jahren stärker geworden. In einer Zeit vielfacher persönlicher Verunsicherungen und teilweiser Depression über die eigene Zukunft steigt das Bedürfnis nach Sicherheit stetig (vgl. Dollinger 2010, 100-101).

Jugend fungiert dabei als eine Art gesellschaftlicher Bühne, auf der die Integrations- und Legitimationsfragen der Gesellschaft dramatisiert werden können (vgl. Böhnisch 2006, 129). Die Gesellschaft ihrerseits, lässt die Jugend jedoch „links liegen“. Die Kreativität, die im Protest der Jugend liegt, wird nicht ernst genommen. Dadurch riskiert die Gesellschaft eine Verstärkung antisozialer Tendenzen bei Jugendlichen und erhöht somit das gesellschaftliche Risiko, dass Jugendliche in devianzfördernde Verhaltensweisen geraten, weil sie diese geradezu suchen müssen, um auf sich aufmerksam zu machen (vgl. Böhnisch 2006, 131). Seit 1980 hat die Zahl der unteren Einkommensbezieher in der EU stetig zugenommen. Strukturen der Armut machen auch vor den Industrieländern nicht halt und Jugendliche leiden unter schlechtem Wohnraum, mangelnden Perspektiven und Angeboten und an anderen Folgen der Einkommensarmut (vgl. Scheithauer 2008, 25). Das heißt, dass Jugendliche unter Umständen aufgrund sozioökonomischen oder kultureller Aspekte von Anfang an geringe Chancen haben, eine positive Entwicklung einzuschlagen (vgl. Scheithauer 2008, 25). Als bedrohlicher Hintergrund und verhängnisvoller Ausgang werden „sozialer Abstieg“ und „Verelendung“ für sich und die Angehörigen antizipiert (vgl. Hessel 1999, 41).

Die mit Armut und anderen Formen der Deprivation häufig verbundene Erfahrung eines Anerkennungsverlustes und Erniedrigung kann, insbesondere bei jungen Heranwachsenden, zu alternativen Vorstellungen von Ehre und Achtung führen, die (mangels anderer Mittel) körperliche Stärke und Kampfbereitschaft zu Kriterien der Selbst- und Fremdwertung aufwerten (vgl. Thome 2007, 180). Dabei werden häufig Ehrenkonzepte hierarchisch, mit Sündenbocktheorien verbunden und in Ideologien der „Ungleichwertigkeit“ verankert (vgl. Thome 2007, 181).

Ohnmachtsgefühle (insbesondere die Erfahrung von Missachtung und Demütigung) sind häufig der Ausgangspunkt für aggressives Verhalten, das durch Einsatz von Gewalt, die Ohnmacht in Macht verwandeln soll (vgl. Thome 2007, 47). Daher ist die Gewalt oder der Hass jener marginalisierter Jugendlicher, ihr Versuch, aus einer Formlosigkeit heraus zu treten und Subjektivität in einem Raum zu verorten, dem die Markierungspunkte genommen worden sind (vgl. Krassmann 2003, 274). Im Exklusionsbereich herrscht die Angst vor, unsichtbar zu werden, nicht wahrgenommen zu werden, keine Rolle zu spielen, nicht relevant zu sein. Körperliche Gewalt ist ein bevorzugtes Mittel, um aus der Unsichtbarkeitsfalle zu entfliehen. Wir haben es also mit einer großen Gruppe von „Überflüssigen“ zu tun, die um ihre Wahrnehmung kämpfen (vgl. Krassmann 2003, 275). Der Kampf um die Wahrnehmung, um die Anerkennung der Existenz wird als eine signifikante Form der Reflexion von Erfahrungen der Exklusion in den westlichen Gesellschaften der Gegenwart beschrieben (vgl. Krassmann 2003, 275). Gewalt bleibt vor allem ein Ausdrucksmittel, mit dem Unterlegenheit und Erniedrigung in ein rauschhaftes Erleben von Macht und Überlegenheit transformiert werden soll (vgl. Thome 2007, 343).

Soziale und politische Umbrüche der letzten Jahre und die damit einher gehenden Umstellungszumutungen haben für zahlreiche Menschen vielfältige wirtschaftliche und politische Risiken herauf beschworen (Zugangsprobleme zu Arbeitsmarkt, mangelnde positionale und emotionale Anerkennung, Teilnahmeprobleme an einzelnen gesellschaftlichen Subsystemen, Sinnlosigkeitserfahrungen im politischen Alltag, abnehmende moralische

Anerkennung, exklusiver werdende Leistungs- und Verteilungsstrukturen sowie labile oder fragile Gemeinschaftszugehörigkeit), welche die Integrationsproblematik moderner Gesellschaften verschärfen und Desintegrationsprozesse fördern (vgl. Thome 2007, 19). Der Produktionsmodus der Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft stellt einerseits wachsende Anforderungen an die Handlungskompetenzen der Individuen, andererseits werden aber die strukturellen Voraussetzungen für den Erwerb dieser Kompetenzen eingeschränkt bzw. die dafür benötigten Ressourcen zunehmend ungleich verteilt (vgl. Thome 2007, 47). In dem Maße, in dem wahrgenommene Beschäftigungsunsicherheit einen Stressor darstellt, ist ein Zusammenhang mit Gewaltdelinquenz naheliegend (vgl. Thome 2007, 259).

Verschärfter Wettbewerb schafft nicht nur Verlierergruppen, für die Gewaltanwendung attraktiv wird, sondern erhöht allgemein das Stressniveau, das individuell zu verarbeiten ist und die Wahrscheinlichkeit für ein Versagen der Affektkontrolle erhöht (vgl. Thome 2007, 310). Die Illusion, es bedürfe lediglich eines gewissen Talents gepaart mit Leistungsbereitschaft sowie einer entsprechenden Karriereentscheidung, um viel Geld zu „scheffeln“ (Winner-take-all-society) ist eben für die Allgemeinheit nur eine Illusion (vgl. Thome 2007, 323).

Längere Arbeitslosigkeit und Armut sind nicht nur mit erheblichen Einschränkungen in der alltäglichen Lebensführung, insbesondere beim Konsum und der Ernährung, verbunden (vgl. Thome 2007, 331). Sondern werden darüber hinaus auch psychosoziale Schäden und Beeinträchtigungen wahrscheinlicher, z.B. eine stärkere Belastung mit körperlichen und seelischen Krankheiten, niedrigere Lebensdauer, mehr Streit in der Familie und niedrigere politische Beteiligung (vgl. Thome 2007, 331). Gravierend sind die Folgen wiederum besonders für junge Menschen. Bei den 12-16 Jährigen aus unterversorgten Familien sind die Risiken, mit dem Leben unzufrieden zu sein, sich als Außenseiter zu fühlen und von den Mitschülern nicht akzeptiert zu werden, etwa doppelt so hoch wie bei Gleichaltrigen aus Durchschnittsfamilien. Auch Gefühle von Einsamkeit und Hilflosigkeit sowie Defizite im Selbstbewusstsein treten häufiger auf (vgl. Thome 2007, 331). Nicht nur die soziale Isolation nimmt zu, sondern auch Angstgefühle, individuelle „Anomie“ (definiert als normative und kognitive Desorganisation) sowie die Erfahrung von Kontrollverlusten und Unsicherheiten (vgl. Thome 2007, 331).

Im biografischen Zugang wird deutlich, dass das, was den Menschen an konkreter, fassbarer und verlässlicher Orientierung in individualisierten Gesellschaften bleibt, letztlich sie selbst sind. Im gesellschaftlichen Individualisierungsprozess ist der Mensch ausgesetzt, Chancen und Risiken sind nicht so einfach kalkulierbar und in dieser Verunsicherung klammert er sich immer wieder an sich selbst. In der Hilflosigkeit wird die Selbstthematization eben zum Klammern an sich selbst. Dieses biografische Ausgesetztsein, die Hilflosigkeit, die in kontingenten Lebenssituationen immer wieder eintreten kann, das Klammern an das Selbst zehrt die biografischen Ressourcen auf, engt die eigenen Möglichkeiten auf sich selbst ein und lässt wenig Überschuss für andere, für die selbstlose Gestaltung des Sozialen, übrig (vgl. Böhnisch 2008, 79).

3.6. Zwischenfazit

Die Jugend wird heute nicht mehr kollektiv als Bildungsjugend wahrgenommen. Dies führt dazu, dass abweichendes Verhalten Jugendlicher, vor allem Gewaltverhalten, in der öffentlichen Meinung und den Medien kollektiv rückgebunden und Jugendliche unter der Hand zur Problem- und Risikogruppe abgestempelt werden (vgl. Böhnisch 2008, 197). Zunehmend kann man den Medien entnehmen, dass Lehrer über Disziplinprobleme,

Verhaltensauffälligkeiten und gewalttätiges Verhalten ihrer Schüler klagen oder dass „die Jugend an sich“ perspektivlos sei (vgl. Scheithauer 2008, 11).

Die Jugendzeit ist eine Phase der Erprobung und des Austestens von normativen Regeln und Grenzen, so dass die Grenzen zwischen Jugendkultur und Devianz oft fließend sind und es letztlich darauf ankommt, wie die öffentlichen und institutionellen Reaktionen auf dieses Verhalten ausfallen, bzw. welche Kompetenzen die Jugendlichen entwickeln können, sich aus solchen Definitionszonen herauszuhalten (vgl. Böhnisch 2006, 129).

Die Konfrontation mit dem Elend und der Hilflosigkeit auf der Welt vermischt sich mit dem eigenen biografischen Ausgesetztsein angesichts einer Jugendzeit, in die immer wieder alltägliche Bedrohungen durch Konkurrenzdruck und Statusangst hineinspielen. Deshalb sind Adoleszenzkrisen im Jugendalter unzweifelhaft Antriebe für kritisches Jugendverhalten (vgl. Böhnisch 2008, 198).

Würde sich die Gesellschaft doch nur vor Augen halten, dass Menschen, die Schwierigkeiten bereiten, immer auch Menschen sind, die es selbst schwer haben. So würde erkannt werden, dass vieles, was oberflächlich als Nicht-anders-wollen bezeichnet werden könnte, tatsächlich ein Nicht-anders-können. Gerade bei den Delinquenten wird deutlich, dass sie oft sehr wohl anders wollen, dass es ihnen aber nicht möglich ist, dieses Wollen auch in die Tat umzusetzen.

Durchgängig bei der Diagnostik von Devianz ist also die Erkenntnis, dass abweichendes Verhalten immer auch Bewältigungsverhalten in kritischen Lebenssituationen und – Konstellationen ist und dass sich das in der Bewältigungsperspektive enthaltene Streben nach Handlungsfähigkeit oft auch ohne Rücksicht auf die Einhaltung der Normen realisiert (vgl. Böhnisch 2006, 179).

Jugendliche müssen heute eine Balance zwischen jugendlichem Experimentieren und dem frühen Zwang zur Bewältigung sozialer Probleme finden. Dabei spielt die Vereinbarkeit zwischen der Orientierung am Selbst und den gesellschaftlich geprägten Erwartungen eine große Rolle. Es ist die jeweils neue Erscheinungsform der gesellschaftlichen Entwicklung, auf welche die Jugend verstärkend oder sich widersetzend reagiert (vgl. Hurrelmann 2010, 152).

Vermutlich sind Jugendliche unmittelbarer als andere Bevölkerungsgruppen von gesellschaftlichen Veränderungen betroffen. Sie wachsen in einer äußerst sensiblen Lebensphase in globale Problemlagen hinein, mit denen sie in Zukunft zwangsläufig leben müssen. Sie erfahren die unmittelbaren Auswirkungen des Rückgangs sozialer Bindungen und ihre Lebensplanung ist von hohen beruflichen Qualifikations- und Leistungsanforderungen bestimmt (vgl. Hurrelmann 2010, 152).

Die Politik und Parteien lassen, nach Auffassung der Jugendlichen, aber eine effektive Problemlösung zur Bewältigung dieser aktuellen Krisen nicht erkennen. Sie können der jungen Generation keine positiven Zukunftsvisionen anbieten, die helfen, Orientierungsverunsicherungen, Sinnkrisen, kulturelle oder wirtschaftliche „Durststrecken“ zu überwinden (vgl. Hurrelmann 2010, 151).

Im Gegenteil, wieder muss die Jugend als Bühne herhalten, auf der sich die Furcht der Gesellschaft vor den neuen Kräften der sozialen Ausgrenzung und Gewaltproduktion, wie sie vor dem Hintergrund einer nie gekannten Dynamik industrieller Arbeitsteilung freigesetzt wurde, entzündet (vgl. Böhnisch 2008, 197). Aber die Entwertung der Jugend geschieht nicht nur auf der Seite der etablierten Gesellschaftspolitik, sondern auch dort, wo man sich gegen den einseitigen ökonomisch-technologischen Wachstums- und Fortschrittswahn der Gesellschaft wendet. Hier wird deutlich, dass Jugend, eigentlich seit der Renaissance, immer als Metapher für linearen Fortschritt- und Wachstumsglauben herhalten musste (vgl. Böhnisch 2008, 197). Die gesellschaftliche Verbindung von Jugend und Fortschritt wird heute jedoch in dem Maße entwertet, in dem der Glaube an Fortschritt und Rationalität der modernen Industrie- und Leistungsgesellschaft zurückgegangen ist (vgl. Böhnisch 2008, 197).

Werden Jugendliche jedoch durch punitive sozial- und kriminalpolitischen Steuerungsrationaltäten Entwicklungsmöglichkeiten vorenthalten, so verhindert dies ihre Chancen auf Selbstentfaltung. Sie werden dauerhaft auf Lebensläufe festgelegt, die von Prekariat gekennzeichnet sind (vgl. Dollinger 2010, 133). Somit haben wir eine zwei geteilte Jugend. Der größte Teil findet Anschluss an die Gesellschaft, ein kleiner Teil gehört schon nicht mehr dazu. Dieser Teil steht von vornherein schon auf der Verliererseite und ist ausgegrenzt vom Wohlstand und jeglicher Fortkommensperspektive (vgl. Dollinger 2010, 101-102). Das spüren die Betroffenen. „Scheiße bauen“ wird dann zu einem kompensatorischen Erfolgserlebnis, ist cool. Vornehmer ausgedrückt: sie suchen ihre Selbstachtung und die Fremdanerkennung in Straftaten, wobei sich häufig ein Aggressionsstau entlädt (vgl. Dollinger 2010, 102). Schon im Jahre 1999 wurde in einer Magdeburger Initiative hieraus die Lehre gezogen, dass nicht die Jugend die Gesellschaft bedroht, sondern dass sie durch die Gesellschaft in ihrem Entwicklungschancen bedroht ist (vgl. Dollinger 2010, 102).

Wenn Risikoverhalten und abweichendes Verhalten jugendkulturelle Phänomene sind und Jugendliche sich damit auch Entwicklungsaufgaben stellen, dann hat es wenig Sinn, sie pädagogisch aus dem Weg räumen zu wollen (vgl. Böhnisch 2008, 179). Vielmehr kommt es dann darauf an, sowohl die selbstgefährdenden Tendenzen als auch die Gefährdung anderer im jugendkulturellen Risikoverhalten zu verhindern und vor allem das Augenmerk darauf zu richten, dass sich das Risikoverhalten nicht über das Jugendalter hinaus verfestigt (vgl. Böhnisch 2008, 179). Jeder junge Mensch hat das Potenzial, sich aktiv, erfolgreich und positiv zu entwickeln. Dieses Potenzial gilt es zu entdecken und aufblühen zu lassen (vgl. Scheithauer 2008, 26).

Es ist allgemein davon auszugehen, dass Kriminalität auch von gänzlich anderen Lebensrisiken und Verunsicherungen ausgeht, die auf diese Weise jedoch einen Namen und Adressaten findet (Ursache= Sündenbock) (vgl. Thome 2007, 152).

4. Das Sündenbock-Modell

Die Suche nach einem Sündenbock ist ein immer vorhandenes und universelles Phänomen (vgl. Allport 1951, 8). Schon in „normalen“ Zeiten verspüren wir die seltsame Regung, andere für unsere eigenen Missgeschicke verantwortlich zu machen. Dieser Impuls wächst in Zeiten sozialer Spannungen ins Unermessliche (vgl. Allport 1951, 8). Besonders in Zeiten von Depressionen, wie zum Beispiel bei Krieg, Hungersnot, Revolution und schlechter Geschäftslage, verstärken sich die Beweggründe, einen Sündenbock zu suchen und die Jagd auf sie nimmt zu (vgl. Allport 1951, 8).

Das Modell beinhaltet, dass die aus Frustration herrührende Aggression, sowie eigene Wünsche und verdrängte Gefühle auf andere verschoben werden und somit auf einen so genannten Sündenbock projiziert werden (vgl. psychology 48.com). Dieses Bild stammt aus der jüdischen Mythologie und ist dort ein Bock, dem am jährlichen Versöhnungstag durch Auflegen der Hände symbolisch die Sünden des ganzen Volkes übertragen wurden. Danach verbannte man ihn in die Wüste (vgl. psychology 48.com).

Im übertragenen Sinne ist der Sündenbock also ein Mensch, dem man die Schuld für Fehler, Misserfolge und sonstiges Konfliktpotenzial gibt, wobei tatsächliche Schuld dabei keine Rolle spielt. Es ist somit ein Mensch, der für die Schuld der Anderen büßen muss, also ein „Buhmann“, der einem bestimmten Feindbild entspricht und deshalb als „Prügelknabe“ herhalten muss (vgl. enzyklo.de).

Sündenbockpraktiken erwachsen aus normalen Einstellungen, normalen Bevorzugungen und herkömmlichen Vorurteilen heraus, besonders unter dem Druck außergewöhnlicher

Enttäuschung und Nöte (vgl. Allport 1951, 13). Es sind (langjährige) Enttäuschungen, von denen die meisten nicht das Geringste mit dem ausgewählten Sündenbock zu tun haben (vgl. Allport 1951, 17). In Zeiten außergewöhnlicher sozialer Spannungen oder persönlicher Frustrationen, steigen die Entbehrungen und übersteigerte Ausdrucksformen allgemeiner Vorurteile häufen sich (vgl. Allport 1951, 10). Daraus erwächst die Sündenbocksuche. Gebrauch wird der Sündenbock, wenn die Gemeinschaft innerlich zerrissen ist oder sich von einer Katastrophe bedroht fühlt (vgl. Allport 1951, 10). Die Bedrohung des Gemeinschaftsgleichgewichtes kann somit intern zu einer Sündenbockbildung führen. Dadurch werden Spannungen in der Gemeinschaft über ein Gruppenmitglied abgeleitet (vgl. PP Krüger). Abweichende Rollen eines Gesellschaftsmitgliedes haben deshalb auch eine positive Funktion. Dadurch können Gruppenspannungen über den Projektionsmechanismus kanalisiert und somit die Basis für eine Solidarisierung in der Gemeinschaft gebildet werden (vgl. PP Krüger). Das Verfolgen eines Sündenbocks kann für die Bevölkerungsmehrheit eine identitätsstiftende Funktion bekommen (vgl. Allport 1951, 10). Indem eine falsche kausale Verbindung zwischen Bedrohung und dem ausgewählten Sündenbock hergestellt wird, kann das Übel veräußert und die Gemeinschaft wieder „gereinigt“ und stabilisiert werden (vgl. Allport 1951, 18).

Die Rolle des Sündenbocks lässt sich einer ganzen Gruppe von Menschen per Attribution zuweisen (vgl. Allport 1951, 58). Sind Menschen frustriert/unglücklich, richten sie ihre Aggression oft auf Gruppen, die unbeliebt, leicht identifizierbar und machtlos sind. Die Attributionen können durch Ideologien vermittelt werden, die ein bestimmtes Feindbild bewusst fokussieren. Das Ziel dabei ist, bestimmte soziale, ethnische oder politische Minderheiten zum Sündenbock für aktuelle Krisenerscheinungen zu machen (vgl. Lin 2002, 1). Des Weiteren soll von eigener mangelnder oder schwindender Legitimation herrschender Eliten abgelenkt werden. Dies sind Formen von Rassismus und eine moralisch legitimierte, institutionelle soziale Ausschließung von „folk devils“, die sich in der Regel nicht das Volk selbst sucht, sondern die ihm als „suitable enemies“ angeboten bis aufoktruiert werden (vgl. Dollinger 2010, 193). Somit ist es eine Verschiebung von nicht direkt ausfechtbaren sozialen Konflikten auf eine abstraktere, aber ausfechtbare Konfliktebene. In solchen sündenbockträchtigen Situationen ist die Frustrationsquelle (Ursache) häufig schwer zu identifizieren oder nicht verfügbar (komplizierte Zusammenhänge einer wirtschaftlichen Krise, unkontrollierbare Naturvorgänge, u.ä.) (vgl. Lin 2002, 4). Die Orientierungslosigkeit, die drückende Ungewissheit, die Lähmung der Handlungsfähigkeit wird jedoch aufgehoben, wenn eine Ursache benannt wird, gegen die man vorgehen kann. Die Frustrationsquelle wird personifiziert und ein Schuldiger identifiziert (vgl. Lin 2002, 4). Schuldige liefern dadurch einerseits Handlungsorientierung und lassen andererseits durch die Vorstellung, dass jemand schuldig an der Misere ist, aggressive Gefühle und Vergeltungswünsche entstehen (vgl. Lin 2002, 4).

Aus dem Unterlassen oder dem Begehen gewisser Taten entstehen Schuldgefühle. Gerade diejenigen Verbrechen werden bei anderen angeklagt, für die man selbst verantwortlich war/ist (vgl. Allport 1951, 18). Solcher Gefühle kann man sich aber entledigen, indem man andere seiner eigenen Schuld wegen anklagt. Es wird ein Gefühl der Unschuld geschaffen, indem die „Sünden“ auf die Häupter einer unschuldigen Gruppe oder Einzelperson geladen werden (vgl. Allport 1951, 18). Diese Übertragung von Schuld auf andere ist die klassische Sündenbockpraktik.

Wir fühlen uns nie freier, als wenn wir unsere eigenen Verfehlungen bei anderen „durchschauen“ und kritisieren können (vgl. Allport 1951, 18). Die Gruppe, die wir anklagen oder verantwortlich machen, ist dabei in der Regel gänzlich oder zumindest weitest gehend unschuldig (vgl. Allport 1951, 23).

Oft scheinen die plötzlich eingetretenen Umstände und Ursachen unbedeutend, aber die Verfolgung nimmt heftigere Formen an, weil die Intensität der aufgespeicherten Furchtvorstellungen, der Fehlschläge, der Schuldgefühle und des Vorurteils dabei mitspielen, die der jeweils einzelne Mensch mit sich herum trägt (vgl. Allport 1951, 66). Wenn sich im öffentlichen Leben über irgendeinen üblen, unangenehmen Vorfall die Gemüter erhitzen, kommt es oft vor, dass „ein unschuldiges Lamm zur Schlachtbank geführt“ wird und sich danach die Öffentlichkeit (einschließlich der Presse und der Medien) beruhigt (vgl. Allport 1951, 68). Obgleich dies heißt, unfair am Menschen zu handeln heißt, ist solch eine Sündenbockpraktik tatsächlich ein verhältnismäßig einfacher Weg, um den eigenen Ruf in der Öffentlichkeit wieder in Ordnung zu bringen (vgl. Allport 1951, 68). Es ist die Tendenz, Verantwortung und Schuld von sich selbst abzuwälzen und sie auf irgendeinen Mitmenschen zu übertragen (vgl. Allport 1951, 69).

4.1. Die Funktionen des Sündenbockmechanismus

Menschen wird oft das vorenthalten, was sie haben wollen oder was sie besitzen möchten. Die Entbehrung dieser Dinge führt gewöhnlich zu beklemmender Unruhe und schließlich zu Angriffshandlungen (vgl. Allport 1951, 17). Somit ist aggressives Verhalten als Reaktion auf Frustration zu deuten (vgl. Lin 2002, 1). Wird jemand davon abgehalten, sein gewünschtes Ziel zu erreichen (Frustration), dann reagiert er mit aggressivem Verhalten, das sich in der Regel gegen den Verursacher der Frustration richtet (vgl. Lin 2002, 1). Können die Aggressionen jedoch nicht gegen den eigentlichen Verursacher gerichtet werden, weil er nicht erreichbar oder zu mächtig ist, so wird die Aggression gegenüber anderen, z.B. weniger mächtigen Personen, ausgelebt (vgl. Lin 2002, 1). Vershobene Aggression wird insofern rationalisiert bzw. gerechtfertigt, als man eine bestimmte Minderheit für Frustration, die man erfahren hat, verantwortlich macht und ihnen negative Eigenschaften zuschreibt (vgl. Lin 2002, 1).

Nach Frustrationen kommt es häufig zu aggressiven Einstellungen oder Handlungen gegenüber Unschuldigen. Dies resultiert auch daraus, dass Erregung (Ärger) die Umwelt undifferenziert als störend und feindlich erleben lässt. Es kommt zu einem Zustand allgemein gesteigerter Reizbarkeit (vgl. Lin 2002, 2-3). Werden dann Minderheiten Opfer solcher aufgestauten Regungen, dienen sie als Sündenböcke (vgl. Lin 2002, 1).

Hierbei handelt es sich um eine entwickelte Form menschlicher Konfliktbewältigung. Somit könnte man Sündenbockpraktiken als Krebsgeschwür in sozialen Organismen bezeichnen (vgl. bastgen.com). Auf nicht bewusste Weise, im Zustand eines „kollektiven Wahns“, wird einem Sündenbock die ganze Verantwortung für ein Chaos aufgebürdet. Ihm wird zugleich Verursachung und Lösung der Krise zugesprochen. Der Sündenbock ist ein (in der Regel) zu unrecht verfolgtes Opfer, das aber augenscheinlich nötig ist, um die Einheit der Gemeinschaft wieder herzustellen (vgl. bastgen.com).

Wenn die soziale Ordnung zum Beispiel durch natürliche Katastrophen gefährdet ist, sucht die schlichte Gesellschaft nach Möglichkeiten des Schutzes und der Abwehr (vgl. bastgen.com). Sie sucht nach Erklärungen und Ursachen für die Katastrophe bzw. Bedrohung (vgl. bastgen.com) Wer ist Schuld am Elend (vgl. bastgen.com)? Als Beispiel wäre hier das Vertreiben der Juden nach Ausbruch der Pest in Deutschland zu nennen.

Wird die Bedrohung stärker, macht sich Angst breit (vgl. bastgen.com). Mit der weiterhin ungelösten Krise entwickeln sich Auflösungserscheinungen innerhalb der Gemeinschaft (vgl. bastgen.com). Bei diesen krisenhaften Auflösungserscheinungen (die die soziale Ordnung stören oder gefährden) werden archaisch-primitive Abwehrmechanismen beobachtet (vgl. bastgen.com). Gerät eine Gruppe/Gemeinschaft in eine potenzielle Bedrohung von innen

oder außen, so gerät die Gemeinschaft in eine Krise, wobei diese von den Führenden meist vertuscht oder verharmlost wird (vgl. bastgen.com). Aufgabe der führenden Menschen ist es dann aber, den kulturellen Zusammenbruch abzuwehren. Deshalb wird ein gemeinsames Ziel gesucht, das alle verbindet, eine Konzentration auf einen Feind, der greifbar und zu vernichten ist (vgl. bastgen.com). Um das Gleichgewicht in der Gemeinschaft wieder herzustellen braucht es also Opfer (vgl. bastgen.com). Die selbstzerstörende Gewalt untereinander (jeder gegen jeden) bekommt dadurch eine Zielrichtung, in der sich alle gegen einen zusammenrotten (vgl. bastgen.com). Sündenböcke werden bereitwillig geopfert, um den Frieden in der Gemeinschaft wieder herzustellen (vgl. bastgen.com).

Somit stabilisiert das Opfer die Gemeinschaft und zugleich die Machthabenden (vgl. bastgen.com). Sie haben dabei kein Interesse an Menschen, die ihre Machenschaften durchschauen. Auch in Demokratien, die sich transparent und aufgeklärt geben, sind Nischen mit autoritären und totalitären Mechanismen zu finden (vgl. bastgen.com).

Alle, die den Sündenbock töten oder davonjagen, beteuern damit, dass sie „gut“ sind im Sinne des Gruppenzusammenhalts und weisen damit den Verdacht weit von sich, „unbrauchbar“ oder „schädlich“(schuldig) zu sein (vgl. bastgen.com). Der „Herdentrieb“ gibt dabei ein Gefühl der Sicherheit, selbst der Verfolgung als Sündenbock zu entgehen (vgl. Allport 1951, 21). Dadurch können Minderwertigkeitskomplexe zur Suche nach Sündenböcken führen, damit die betreffende Person sich selbst von ihrem großen Eigenwert und ihrer Stärke überzeugen kann. Durch die Erfindung eines „Schreckgespenstes“ können Minderwertigkeitskomplexe kompensiert, Übersteigerung des eigenen Ichs und Verlangen nach Macht nach gekommen und ggf. seine eigene Führerschaft untermauern werden (vgl. Allport 1951, 19). Der wichtigste Grund auf der Suche nach Sündenböcken liegt zum Einen in der Unfähigkeit, die Ursachen einer Krise zu erkennen und zu bearbeiten. Zum Anderen liegt es daran, dass das Problem nicht bearbeitet werden kann, da es zu groß, zu abstrakt oder zu weit entfernt ist (vgl. bastgen.com). Manchmal kann auch der Respekt oder die Zuneigung, die dem Urheber eines Problems entgegengebracht wird, daran hindern, an seine Schuld zu glauben (vgl. Allport 1951, 25). Die oberste Leitung eines Industrie-Unternehmens ist zum Beispiel unerreichbar fern und mit einem Schutzmantel von großem Respekt und Prestige umgeben (vgl. Allport 1951, 25).

Unabhängig von Sitten und Gebräuchen wird der Grad, der zur Entladung kommenden Angriffshandlungen, von den im Augenblick vorhandenen Maß der Enttäuschung, vom Einfluss gewisser Führer, von der Art der Provokation, deren Anlass das Opfer gewesen sein kann, oder vom generellen Stadium der Unruhe innerhalb der Gemeinschaft sein (vgl. Allport 1951, 66). Es sind normale Identifikationsprozesse im Zusammenleben der Gruppe selbst, die diesen Ausstoßeffekt entwickeln (vgl. bastgen.com). Die Bruchstelle zwischen Gruppenkonsens und Gruppenausschluss lässt sich jeweils an der Stellung zur herrschenden Führerschaft festmachen (vgl. bastgen.com).

Bei der Suche nach einem Sündenbock berufen sich Mitglieder einer Gemeinschaft auf bereits vorhandene Vorurteile, um die Schuld zu beweisen und die Wut mit einer gewissen Logik begründen zu können (vgl. bastgen.com). Es ist oftmals eine gewohnheitsgemäße Nachahmung von Vorurteilen und deren völlig unkritische Übernahme. Reichen diese Vorurteile und Halbwahrheiten nicht aus, so werden Vermutungen und Verdächtigungen als Tatsachen weitergetragen (vgl. bastgen.com). Wer dann von der Mehrheitsnorm abweicht, wird für verrückt oder für kriminell erklärt. Es werden demjenigen zudem dauerhaft bestimmte Merkmale wie kriminell oder faul zugeschrieben, was wiederum der klassischer Vorgang der Stereotypisierung ist (vgl. Lin 2002, 4). Der Gruppenzwang duldet keine Abweichung von der Norm (abweichendes Verhalten). Entweder es findet eine Zwangsanpassung oder eine Beseitigung statt (vgl. bastgen.com). Ansonsten hat die Person das Image eines Schuldigen, der die aggressive Behandlung verdient (vgl. Lin 2002, 4).

Der stereotypen Zuschreibung bestimmter Eigenschaften liegt eine instrumentalisierte Aggression zu Grunde, die Vorurteile begünstigen, wirtschaftlichen Nutzen oder eine Rangordnung herstellt und festigen kann, wobei die starken Vorurteile nicht automatisch aus den Persönlichkeitsstrukturen erwachsen, sondern von soziokulturellen Faktoren abhängig sind (vgl. Lin 2002, 2+4). Im Zeitalter von Krisen und Umbrüchen mit Auflösungserscheinungen werden immer wieder neue Sündenböcke gesucht, gefunden und geopfert (vgl. bastgen.com). Trotz unserer Aufgeklärtheit, unserer Demokratie und juristischen Gerechtigkeiten werden die tatsächlichen Zusammenhänge nicht zur Kenntnis genommen (vgl. bastgen.com). Die eigene Schuld der Gemeinschaft ist schwer zu durchschauen und soll auch gar nicht sichtbar werden (vgl. bastgen.com). Niemand weiß, dass hier Schuld und Verantwortung abgeschoben wird, um die Krise zu überwinden (vgl. bastgen.com).

4.2. Die Persönlichkeit des Sündenbocks- Das Opfer

Sündenböcke sind nicht immer Unschuldengel, aber sie ziehen durch ihre Ecken und Kanten entsprechende Vorurteile auf sich, bis hin zur Feindschaft (vgl. bastgen.com). Es genügt allein die Tatsache der Normabweichung, um die Strafe des Gruppenverbandes, um seine Mobbingaggressivität, auf sich zu ziehen (vgl. bastgen.com). Das Opfer besitzt dabei deutlich unterscheidbare, hervorstechende Merkmale, wodurch es leicht herausgefunden werden kann und ganz leicht erkennbar und identifizierbar ist (vgl. Allport 1951, 58). Das Opfer ist gewöhnlich unmittelbar zu erreichen, es ist greifbar und kann als tägliche Zielscheibe dienen (vgl. Allport 1951, 59).

Das Opfer hat nur geringe Möglichkeiten der Vergeltung, weil der Sündenbockpraktiker durch die Kraft seiner Angriffs- und Verteidigungsmittel, seiner zahlenmäßigen Überlegenheit oder auch seiner rein physischen Kraft stärker ist. Der Sündenbock ist ein „sicher abzuschießender Bock“ (vgl. Allport 1951, 58). Infolge langer Einschüchterungen oder naturellbedingt erduldet der Sündenbock schweigend alle Anklagen und Demütigungen, denn er weiß, dass Vergeltung nutzlos ist (vgl. Allport 1951, 59).

Gewöhnlich werden die starken Seiten des Opfers schon vor dem Angriff unterminiert, da sie schon vorher durch Vorurteile, u.ä. in Verruf gebracht wurden (vgl. Allport 1951, 58). Im Allgemeinen ist das Opfer irgendeine Person oder Gruppe, der schon immer, aus Tradition, die Schuld aufgeladen wurde (wie z.B. Juden, Ausländer, Jugendliche) (vgl. Allport 1951, 59). Das Opfer kann die Idee personifizieren, die aktuell abgelehnt wird (Jugend als Symbol für Neues) (vgl. Allport 1951, 59).

Es ist die persönliche Unfähigkeit des Sündenbockpraktikers mit Aggressionen angemessen umgehen zu können und die passive Reaktion des Sündenbocks, der den Rückzug antritt, die den Sündenbockmechanismus komplettieren (vgl. PP Krüger). Das Opfer kann sich in der Regel nicht wehren und reagiert mit Hilflosigkeit und der Ablehnung jeglicher Verantwortung (vgl. PP Krüger).

Die Opfer sind in eigentlich allen Fällen Personen oder ganze Verbände aus Minderheiten- gruppen. Sie fallen durch unorthodoxe Verhaltensweisen oder genereller Fremdheit auf oder durch provokatorische Handlungen. Diese können als Kontaktverhalten und Annäherungs- versuche an andere gedeutet werden. Sie bieten sich als Sündenböcke an, um Aufmerksamkeit zu erhalten, irgendwie zu einem Gruppengefüge dazu zu gehören oder „sekundären Krankheitsgewinn“ zu verspüren. Dies Verhalten kann aber auch aus einer inneren Verweigerung einer Anpassung an andere oder aus eigenen unbewussten Schuldgefühlen heraus resultieren (vgl. PP Krüger).

Das Opfer, das zum Sündenbock gestempelt wurde, kann nun mit einer Vielfalt von Gegenäußerungen den Versuch unternehmen, sich gegen Schmähungen und Beschimpfungen

zu verteidigen (vgl. Allport 1951, 60). Es kann auf verschiedene Weise versuchen, Widerstand zu leisten (vgl. Allport 1951, 61). Es kann zum Beispiel die Form zuversichtlichen Wettbewerbs annehmen, das heißt, das Opfer bemüht sich, durch ganz besondere Leistungen (zusätzliches Studium oder außergewöhnliche Geschicklichkeit) die künstlich, durch Vorurteile geschaffenen Restriktionen und erschwerenden Bedingungen zu überwinden (vgl. Allport 1951, 61).

Das Opfer kann aber auch die Tatsache, dass man seine Person als Sündenbock jagt, vor sich selbst verleugnen, um so diese unangenehme Tatsache möglichst zurückzudrängen (Neutralisierungstechnik) (vgl. Allport 1951, 60). Es kann zudem versuchen, sich durch Unterwürfigkeit anzupassen, den Forderungen des Sündenbockpraktikers in seinem äußeren Benehmen zu begegnen, es ist je nach Lage des Falls demütig, schweigsam oder servil (vgl. Allport 1951, 61). Innerlich kann das Opfer dabei resignieren oder eine Haltung des ergebenen Sich-Fügens annehmen, möglicherweise Kraft seiner Religion oder einer stoischen Lebensauffassung (vgl. Allport 1951, 61).

Gelegentlich mag das Opfer auch zusätzliche Befriedigung und Genugtuung durch Fantasievorstellungen erhalten, wenn es sich einbildet, ein freier Mensch zu sein, der einzig und allein seines Könnens wegen anerkannt wird (vgl. Allport 1951, 61).

Manchmal erklärt aber auch das Opfer Menschen aus der Gruppe der Verfolger zum Sündenbock. Dies tritt ein, wenn feststehende Phrasen gebraucht und die Sündenbockpraktiker mit spöttischen Worten bedacht oder alle aus dieser Gruppe für die Kränkungen, die die Opfer erleiden, verantwortlich gemacht werden (vgl. Allport 1951, 61-62).

Zusätzliche Reaktionen auf Sündenbockpraktiken findet man in der Tendenz der Opfer, sich solidarisch zu erklären und die Reihen zu schließen (vgl. Allport 1951, 62). Bis zu einem gewissen Grad verschärfen diese ganz natürlichen Reaktionen die Schwierigkeiten. Die Angehörigen der Mehrheitsgruppe können solche einfache wie verständliche Antwort als Beweis für Cliquenbildung, Feindseligkeit und sogar Verschwörung nehmen (vgl. Allport 1951, 62). Man bricht über dem Opfer den Stab, weil es entweder zu unterwürfig oder zu aggressiv, sich zu sehr in eigenen Zirkeln abschließt oder zu aufdringlich wird, weil seine Kunst, Musik oder Kleidungsstil zu gedankenvoll, zurückgezogen oder zu revolutionär wirkt (vgl. Allport 1951, 63). Unser Vorstellungsvermögen ist zu begrenzt, als dass wir verstehen könnten, weshalb die Person, die wir nicht leiden können, so und nicht anders reagiert (vgl. Allport 1951, 63). Der erste Schritt, Antipathie durch Sympathie zu ersetzen, wäre, das Verständnis für die unausweichliche Reaktion der Verteidigung aufzubringen (vgl. Allport 1951, 63).

Wenn man das Problem der Sündenbockpraktiken auf lange Zeitläufe hin überblickt, so zeichnet sich im Kulturleben der Opfer der Niederschlag des Unrechts, das sie erleiden, deutlich ab (vgl. Allport 1951, 62). Ihre Religion, ihre Malerei, Kunst, Kleidungsstil, Verhaltensweisen und ihre Musik nehmen Ausdrucksformen von Melancholie, von pathetischer Steigerung oder von gedankenvoller, stiller Verhöhnung an. Es kommt aber auch vor, dass ihre Kunst den Charakter des Protestes, der Wut, deren Auflehnung aufgreift und ausdrückt (wie z.B. in Subkulturen, Jugendszenen) (vgl. Allport 1951, 62).

4.3. Der Sündenbockpraktiker- Der Täter

Durch die Projektion von Schuld auf einen Sündenbock, erfährt der Sündenbockpraktiker eine Abwehr von Schuldgefühlen und Kränkungen (vgl. PP Krüger). Dadurch kann es zu einer sekundären Befriedigung kommen, in Form von Machterfahrungen und persönlicher Aufwertung, mithin eine Selbstaufwertung durch Fremdadwertung (vgl. PP Krüger). Deshalb

werden in der Regel nur „Opferlämmer“ aus Minderheitengruppen gewählt, die schwächer sind (vgl. Allport 1951, 15).

Können Aggressionen gegenüber Dritten nicht angebracht werden, werden diese durch Gefühlsverlagerungen auf einen Sündenbock projiziert (vgl. PP Krüger). Die Jagd auf ihn besteht dann in ausgewachsenen Angriffshandlungen in Wort und Tat (vgl. Allport 1951, 15). Es gibt fünf verschiedenen Typen von Sündenbockpraktikern:

1. Der zwangsläufige Sündenbockpraktiker:

Er trägt Anteile von Verfolgungswahn in sich und hat den beständigen Verdacht, der Sündenbock könne sonstiges namenloses Unheil über ihn bringen.

Dieser Täter ist hochgradig aggressiv und versucht ständig, Rache an seinen „Verfolgern“ zu nehmen, er will sie vernichten. Zudem stachelt er auch andere zu Gewaltmaßnahmen auf (vgl. Allport 1951, 51-52).

2. Der Sündenbockpraktiker aus Enttäuschung:

Dies sind Menschen mit aggressivem Temperament, die durch die Suche nach einem Sündenbock, verdrängte Feindseligkeit, resultierend aus ständiger Zurücksetzung, verarbeiten. Diejenigen, die zu dieser aggressiven Sündenbockpraktik Zuflucht nehmen, um ihre Befürchtungen und vereitelten Hoffnungen damit zu beruhigen, zeigen ihre Unfähigkeit, mit ihren eigenen Problemen auf realistische und anpassungsfähige Weise fertig zu werden. Manche enttäuschte Menschen scheinen sich ihres eigenen Wertgefühls nur dann sicher zu sein, wenn sie andere herabsetzen können. Andere scheinen die Lust am Hass, an der Anklage, an „Hexenverfolgung“ nötig zu haben, um die Traurigkeit, den Stumpfsinn und die Entbehrungen in ihrem Leben damit aufzuwiegen. Sie tragen so viel Groll und Bitternis mit sich herum, dass es ein Objekt für ihre Angriffslust braucht (vgl. Allport 1951, 52-54).

3. Der Sündenbockpraktiker aus Konvention:

Das ist vielleicht das am meisten verbreitete Beispiel überhaupt. Diese Menschen haben kaum ein Gefühl für Selbsterkenntnis, denn sie sind unfähig, ihren Gedanken Flexibilität, Toleranz und Empathie für den Standpunkt des Menschen neben sich zu verleihen. Alles wird stets im engen Rahmen der ererbten Gewohnheiten und Vorstellungen gesehen, getan und interpretiert. Sie fürchten sich vor dem Leben in der Außenwelt, es sei denn, sie folgen als Mitläufer dem ausgetretenen Pfad der Konvention in gesicherter Lebensführung.

Diese Sündenbockpraktiker schieben anderen Leuten alle Unzuträglichkeiten und Schwierigkeiten „in die Schuhe“, denen sie im Laufe ihres Lebens begegnen. Alle anderen haben Schuld, Hauptsache man selber nicht (vgl. Allport 1951, 54-55).

4. Der Mitläufer:

Sie sind immer bereit, sich gedankenlos einer Gruppe anzuschließen und unterzuordnen.

Die meisten Menschen würden von sich aus nicht auf den Gedanken kommen, einen Sündenbock zu suchen, aber sie beteiligen sich in dem Augenblick, in dem man es von ihnen erwartet (um nicht selbst ein Opfer zu werden) und ihnen ein potenzielles Opfer angeboten wird. Sie beteiligen sich dann an der Jagd, um ihre Position in der eigenen Gruppe zu festigen.

Der Mitläufer wird zumeist ein „Schwächling“ sein, aber er ist in sich selbst nicht so unausgeglichen wie die stärker aggressiven Typen (vgl. Allport 1951, 55-56).

5. Der nüchtern kalkulierende Sündenbockpraktiker:

Er weiß, dass er die Schwächen anderer enttäuscht, konventioneller oder mitlaufender Sündenbockpraktiker zu seinem eigenen Vorteil ausnutzen kann.

Er weiß auch, dass Menschen, die man gegen einen gemeinsamen Feind vereint, eine gewisse grimmige und fanatische Solidarität besitzen. Gerade im politischen Leben ist dies nicht unbekannt und wird auch dazu genutzt um von anderen Problemen abzulenken (vgl. Allport 1951, 57).

Zu beachten ist, dass eine Kombination aus jedem dieser Typen im Einzelfall möglich ist (vgl. Allport 1951, 57).

4.4. Formen von Sündenbockpraktiken

Unruhige Zeiten sozialer Spannungen lassen den einzelnen Menschen plötzlich ganz lebhaft seine eigene Hilflosigkeit angesichts der weltumspannenden Kräfte erkennen (vgl. Allport 1951, 22). Um dieses soziale Chaos überhaupt einigermaßen zu verstehen, muss er versuchen, sich die Probleme vereinfacht darzustellen, eine Komplexitätsreduktion vornehmen (vgl. Allport 1951, 22). Eine Vereinfachung der Argumente ermöglicht die Reduzierung geistigen Aufwandes auf ein Minimum (vgl. Allport 1951, 22).

Wenn ein Mensch das Gefühl hat, etwas angreifen zu müssen, ist es für ihn weit „wirtschaftlicher“, nur gegen ein einziges „Hindernis“ auf seinem Weg anzurennen, als sich mit seinem Angriff auf die vielen, oft gar nicht recht erkannten Ursachen seiner Schwierigkeiten auseinander zu setzen und sich dabei zu „verzetteln“ (vgl. Allport 1951, 22).

Schlussfolgerungen erscheinen wesentlich besser vereinfacht, wenn wir eine Gruppe oder eine Volksschicht für etwas anklagen, anstatt den ganzen komplexen Lauf sozialer oder gesellschaftlich bedingter Kräfte ins Visier zu nehmen (vgl. Allport 1951, 23). Wenn wir uns die Wurzel unserer Ungelegenheiten nicht erklären können, berufen wir uns möglicherweise auf ein bestehendes Vorurteil, um den „Fall“ geistig abzustützen und unsere Wut damit zu erklären (vgl. Allport 1951, 24). Einem Vorurteil haftet somit immer auch ein gewisses Maß des sozial Unehrenden, der Gesellschaftsunfähigkeit an (vgl. Allport 1951, 26).

Es ist allerdings schwer, Verallgemeinerungen zu äußern, wenn sie einem nicht auffallen, nicht identifizierbar sind. Deshalb braucht es ein einfaches, sichtbares Merkmal, damit man die vorurteilsvollen Verallgemeinerungen weiterführen kann (vgl. Allport 1951, 58). Der Sinn einer sprichwörtlichen Verallgemeinerung (Phrase) ist der, schwer erklärbare und verwickelte Probleme auf eine vereinfachte Formel in die Richtung zu bringen, in der man die Angelegenheit zu erklären wünscht (vgl. Allport 1951, 44). Schlummernde Vorurteile sind deshalb gefährlich, weil sie in Zeiten von Not und Spannungen leicht entflammen können (vgl. Allport 1951, 51).

Wenn die Bedingungen ausgereift sind, wenn sich also Enttäuschung, Ungewissheit und Propaganda in der richtigen Mischung miteinander vereinigen, durchbricht die Diskriminierung alle Hemmungen und die Jagd auf Sündenböcke beginnt (vgl. Allport 1951, 16).

Sündenbockpraktiken beginnen dann als erstes als gedankliche Vorstellungen. Aggressive Gedanken sind oft der Vorläufer einer praktischen Aktion. Somit kann das „Ausbrüten“ feindseliger Gedanken zu feindseligen Taten führen (vgl. Allport 1951, 64).

Aus den gedanklichen Vorstellungen und Fantasien können sich dann mündliche Angriffe ergeben. Die Jagd auf einen Sündenbock kann durch einen Strom von übelwollenden Reden eingeleitet werden. Zu Angriffshandlungen mit Worten gehören: Verächtlich machen durch Spitznamen, beleidigende Nebenbemerkungen, herabsetzende Doppeldeutigkeiten, wie auch Verspottungen der äußeren Merkmale, der Vorfahren, der intellektuellen Fähigkeiten, der Charakteranlagen oder der sozialen und wirtschaftlichen Stellung des Opfers. Es ist quasi eine symbolische „Niederknüppelung“ des Opfers (vgl. Allport 1951, 64).

Eine häufig benutzte Form der Sündenbockpraktik ist das Vorurteil. Es ist einerseits eine nachsichtlose, unbeugsame, übertriebene Parteilichkeit und andererseits eine verallgemeinerte Verurteilung im Voraus (vgl. Allport 1951, 14). Ungerechte Verallgemeinerungen auf der Grundlage von Voreingenommenheit führen zur Bildung von Vorurteilen, die Diskriminierungen entstehen lassen können (vgl. Allport 1951, 16).

Zudem sind Gerüchte üblich, die von Untaten, angeblich festgestellter Unmoral oder Planung von Aufständen wissen wollen. Das Verbreiten von Gerüchten ist eine Methode, schon im Voraus Diskriminierungen oder aktives Losschlagen auf Sündenböcke zu rechtfertigen. Witze, Schüttelreime und herabsetzende Karikaturen sind alles bewährte Methoden, Diskriminierungen zum Ausdruck zu bringen (vgl. Allport 1951, 64). Außerdem werden manchmal unzutreffende Anklagen schwerster und undurchsichtiger Art vorgebracht. Damit werden frei erfundene Argumente in Umlauf gebracht, die in der Regel nicht mehr zu stoppen und nur sehr schwer wieder zu revidieren sind. Hänseleien sind dagegen eine eher milde Methode. Durch Hänseleien oder Verhöhnungen übt man Sündenbockpraktiken mit Worten aus, aber auch das kann dem Opfer natürlich Schaden zufügen (vgl. Allport 1951, 65). Drohungen hingegen sind massive Einschüchterungsversuche mit Worten, die kurz vor der Gewalttätigkeit haltmachen oder auch direkt zu Angriffshandlungen übergehen können (vgl. Allport 1951, 64-65). Hier ist der Übergang von Sündenbockpraktiken mit Worten und Sündenbockjagden mit Taten fließend. Die extremsten Formen sind Terrorhandlungen, die entweder als gewalttätige Verletzungen von Personen, gewaltsame soziale Diskriminierung, gewaltsame wirtschaftliche Diskriminierung oder als gesetzlich festgelegte Verfolgung und Brandmarkung durchgeführt werden (vgl. Allport 1951, 65-66). Es hängt jeweils von vielen verschiedenen Faktoren ab, welche Form die Sündenbockjagd nun genau annimmt (vgl. Allport 1951, 66). Aber alle genannten Formen sind Angriffshandlungen mit aggressiven, diskriminierenden und abwertenden Zügen.

3.5. Gesellschaftliche Strukturen für Sündenbockjagden

Jedes soziale System wird sich, solange es kann, gegen seine Selbstaflösung zur Wehr setzen (Systemtheorie) (vgl. bastgen.com). Alle, die von diesem System leben, werden sich auch für dessen Erhalt einsetzen, denn die eigene Existenzgrundlage setzt Niemand aufs Spiel (vgl. bastgen.com). Deshalb entwickelt sich der Sündenbockmechanismus aus der Gemeinschaft selbst heraus, als Mittel zur Krisenlösung und um Selbstaflösungstendenzen Einhalt zu gebieten (vgl. bastgen.com). Diesen Prozess des Sündenbockmechanismus kann man in vier zentrale Schritte unterteilen:

1. Krise:

Zu Beginn des Prozesses der Sündenbockfindung steht eine gesellschaftliche Krise, die es zu bewältigen gilt. Daraus folgt

2. Die Anklage: Die Gemeinschaft bringt eine Anschuldigung hervor und bietet damit eine vermeintliche Ursache für die Krisensituation an.

3. Selektion: Anhand eines bestimmten Opferzeichens, eines unterscheidenden Merkmals, sucht die Gesellschaft eine Person oder Personengruppe aus, auf die sie die imaginäre Schuld projiziert kann und tut dies auch. Daraus ergibt sich dann

4. Die Vertreibung: Im übertragenen Sinn folgt letztlich die gewaltsame Vertreibung und/oder Auslöschung des Sündenbocks (vgl. uni-konstanz.de).

Folglich müssen krisenhafte Zustände in einer Gesellschaft vorhanden sein, damit sich Sündenbockpraktiken häufen und kollektiv Sündenböcke angeklagt und selektiert werden.

Anomie ist ein solcher sozialer Zustand, in dem das Kollektivbewusstsein geschwächt ist und die Handlungsziele unklar werden, weil die in der Gesellschaft verankerten moralischen Überzeugungen versagen (vgl. Böhnisch 2006, 26). In Zeiten raschen sozialen Wandels fehlen die normativen Vorgaben, die das soziale Zusammenleben strukturieren bzw. bestehende Vorgaben verlieren ihre Gültigkeit. Neue Vorgaben entwickeln sich erst

allmählich (vgl. Scheithauer 2008, 65). Dies führt zu Verunsicherungen, gefühlter Hilflosigkeit und letztendlich zu Zukunftsängsten.

Heute treten Anomieprobleme vor allem dort auf, wo durch gesellschaftliche Umbrüche die individuelle Existenz und biografische Integrität der Menschen direkt berührt wird (Orientierungs- und Handlungsdilemmata). Wenn in einer Gesellschaft die kulturell definierten allgemeinen Ziele und die Zugänge zur Erreichung der legitimen Mittel zur Verwirklichung dieser Ziele auseinander klaffen, dann entsteht ein Zustand der Desintegration (Anomie) (vgl. Böhnisch 2008, 66). Diesen versuchen die Menschen durch unterschiedliche Formen des Anpassungsverhaltens zu bewältigen, um –unter der Bewältigungsperspektive- handlungsfähig bleiben zu können. Auch der bundesrepublikanischen Gesellschaft wird im Zuge von Individualisierung und Pluralisierung ein solcher Anomieschub attestiert (vgl. Böhnisch 2008, 67).

Die Unterscheidung von und die Selbstdurchsetzung gegenüber anderen kann gerade für Jugendliche in anomischen Zeiten eine Identität versprechende Handlungsoption mit der Folge erhöhter Delinquenzbereitschaft sein (vgl. Scheithauer 2008, 65). Ähnlich verhält es sich auch mit der überall aufflackernden „anomischen Gewalt“, welche vor allem von einigen Gruppen Jugendlicher und junger Erwachsener öffentlich ausgelebt wird. Die anomische Dimension dieser Gewalt lässt sich auf den Individualisierungsdruck der modernen Arbeitsteilung zurück führen (vgl. Böhnisch 2008, 68). Abweichendes Verhalten ist somit zu einem integrativen Bestandteil einer modernen arbeitsteiligen Gesellschaft geworden.

Anomische Konstellationen und damit zusammenhängendes abweichendes Verhalten sind integrativer Bestandteil moderner Industriegesellschaften geworden (vgl. Böhnisch 2006, 26).

Heute erfahren Jugendliche früh eine Gesellschaft, welche individuelles Durchsetzungsvermögen und „Dabeisein“ verlangt, manchen aber die Mittel verwehrt, um sich im Rahmen der gegebenen Normen Selbstwert und soziales Durchsetzungsvermögen zu verschaffen.

Probleme entstehen dann, wenn die sozialintegrativen Absicht des Handelnden und die sozialintegrativen Normen der Gesellschaft auseinander klaffen (vgl. Böhnisch 2008, 68).

Wenn zudem die Gesellschaft der Jugend das Gefühl gibt, nicht gebraucht zu werden, obwohl diese Gesellschaft die „Jugend“ als eines ihrer höchsten Güter immer wieder ideologisch hochhält, kann sich ein allgemein anomisches Reizklima entwickeln, in dem abweichendes Verhalten und Delinquenz den Jugendlichen selbst als gerechtfertigt oder ihnen gar aufgezwungen erscheint (vgl. Böhnisch 2006, 129). Anomische Tendenzen entstehen vor diesem Hintergrund vor allem dann, wenn das Jugendalter nicht mehr gesellschaftlich geschützt wird, sondern in dem Maße das frühe Interesse am späteren Erwachsensein bei Jugendlichen provoziert wird, in dem soziale Probleme in die Jugendphase hineinreichen (vgl. Böhnisch 2008, 129). Aber auch, wie die soziokulturelle Überforderung die Jugendlichen sozial stärker beeinträchtigt, als sie biopsychisch entwickelt sind und die Generationenkonkurrenz zunimmt (vgl. Böhnisch 2008, 129).

Diese Suche nach den „anderen Erwachsenen“ wird auch in einer Zeit virulent, in der sich die Erwachsenen selbst ihres Erwachsenenstatus nicht mehr sicher sind und deshalb die Jugendlichen Schwierigkeiten haben, sich von ihnen abzugrenzen und sich –zumindest temporär- gegen sie zu entwickeln. Die Individualisierung mit dem Zugang zum Aushandeln von Positionen hat die Familie ergriffen. Das Erwachsensein hat seine Selbstverständlichkeit eingebüßt, hat sich selbst individualisiert und als fragiles Mannsein und beengendes Frausein entpuppt (vgl. Böhnisch 2008, 194). Die Schwierigkeit „Erwachsen zu werden“ und die Schwierigkeit des „Erwachsenseins“ liegen in unserer Gesellschaft eng beieinander (vgl. Böhnisch 2008, 194).

Es kann durchaus der Fall sein, dass große Teile der Bevölkerung neue, freiheits-einschränkende Mittel für legitim halten und ihren Einsatz fordern (vgl. Thome 2007, 143). Unter Umständen kann hier eine fatale Aufschaukelungsdynamik zwischen Maßnahmen-

verschärfung und Furchtanstieg entstehen (vgl. Thome 2007,143). Anlass hierzu kann eine tatsächliche oder nur mutmaßlich gestiegene Kriminalität sein, die den Eindruck entstehen lässt, die Polizei und andere Organe der Strafverhütung und der Strafverfolgung seien nicht mehr in der Lage, einen ausreichenden Sicherheitsschutz zu gewährleisten, jedenfalls nicht mehr mit den bisherigen als legitim geltenden Mitteln (vgl. Thome 2007, 142-143).

Schwindet in der Bevölkerung der Legitimationsglaube, steigt die allgemeine Konfliktbereitschaft und die (Selbst-)Rechtfertigung von „Gegengewalt“ fällt leichter (vgl. Thome 2007, 145). Lässt das Vertrauen nach, dass die eigenen Interessen und Wertvorstellungen von den politischen Institutionen ausreichend bzw. in fairer Weise berücksichtigt oder geschützt werden, wird die Normbindung geschwächt, während die Bereitschaft zur „Selbsthilfe“ (gelegentlich auch zur gewaltsamen Selbsthilfe) steigt (vgl. Thome 2007, 145).

Kriminalitätsfurcht lässt sich aber auch von bestimmten Akteuren manipulieren und instrumentalisieren, um beispielsweise eine Verschärfung des Strafrechts oder eine regidere Praxis der Strafverfolgung durchzusetzen (vgl. Thome 2007, 151). Es konnte beobachtet werden, wie die Bedeutung sozialer Programme in der Politik infolge einer populistischen Ausrichtung der Kriminal- und Sicherheitspolitik schwand, die nach wie vor ihre „nützlichen Feinde“ sucht, zugunsten pragmatischer Konzepte (vgl. Krassmann 2003, 9). Es zeigt sich ein Bild der Wende im Feld der Kriminalitätskontrolle und zwar als Rückzug des sozialen Staates aus der alleinigen Verantwortung für „wohltätige“ Aufgaben. Hierzu gehört der Schutz vor Kriminalität, und in deren Zuge „Punitivität“ zu einem beunruhigendem Thema avancierte (vgl. Krassmann 2003, 255). Punitivität, die sich in der politischen Rhetorik ebenso artikuliert wie sie sich in der Gesetzgebung und der Strafpraxis niederschlägt, findet eine Resonanz in der Bevölkerung (vgl. Krassmann 2003, 255). Etwa ein Fünftel von Befragten meinen, man solle härter gegen Außenseiter und Unruhestifter vorgehen und Verbrechen sollten härter bestraft werden (vgl. Thome 2007, 158).

Die Punitivität, die an Maßnahmen und Strafverschärfungen ablesbar zu sein scheint, wird nicht selten als Versuch gewertet, die Stärke des Staates oder politische Handlungsfähigkeit zu demonstrieren (vgl. Krassmann 2003, 258). Es ist die Replik eines Staates, der sich, in Ermangelung vorzeigbarer Erfolge auf dem Gebiet der Kriminalitätskontrolle, in seiner souveränen Macht in Frage gestellt und zu entsprechenden Maßnahmen genötigt sieht. Damit tritt er Unsicherheitsgefühlen in der Bevölkerung und Reaktionen auf den ausbleibenden staatlichen Schutz, entgegen (vgl. Krassmann 2003, 258). Zweifelsohne demonstriert der Staat mit harscher Strafrhetorik, mit gezielten Maßnahmen oder konsequenter Strafverfolgung Handlungsfähigkeit (vgl. Krassmann 2003, 259). Und zweifelsohne kann eine Problematisierung von Verbrechen und sozialen Missständen über die Massenmedien nur das subjektive „Sicherheitsgefühl“ ansprechen und dabei die „persönliche“ mit der existentiellen und der psychologischen Unsicherheit mobilisieren, um mit populärer Rhetorik und entsprechenden Maßnahmen, wie dem Bau von Gefängnissen, der Erhöhung der Einsperrungszahlen und der Haftstrafen, zu zeigen, dass die Regierung hart, mächtig und entschlossen agiert. Dass sie vor allem etwas tut, auf eine hochdramatische, auf eine fassbare und sichtbare (und damit überzeugende) Weise (vgl. Krassmann 2003, 259). Politische innere Sicherheit im Sinne effektiver Kontrolle von Risikoträgern und Neutralisierung von Störern wird zu einer der letzten Bastionen staatlicher Sicherheitsversprechen (vgl. Krassmann 2003, 267). Diese sind zwar nicht mehr auf den Täter fokussiert, sie setzen aber auch nicht an den sozialstrukturellen Bedingungen von Kriminalität an (vgl. Krassmann 2003, 9).

Die Verknüpfung von „Kriminalität“ mit Unterprivilegierung, die Benennung „kriminogener Faktoren“, die diskursive Konstruktion „gefährlicher“ Gruppen und Feindbilder dienen dabei nicht nur der Legitimation von Ausschließung, sondern ebenso der Transformation von (eher abstrakter) Angst und Unsicherheit vor den dramatischen Folgen (der Krise) des Kapitalismus in eine (eher konkrete) Angst vor vermeintlich eindeutig identifizier- und benennbaren

Personen und Gruppen, die es in einer gemeinsamen Kraftanstrengung zu kontrollieren, zu disziplinieren, zu bekämpfen oder auch sozialpädagogisch zu „beglücken“ gilt (vgl. Dollinger 2010, 445).

Die Norm ist dabei zugleich die Grenze der Unterscheidung des Anormalen, das Verhalten, der Charakter, die Persönlichkeit des Individuums werden daran gemessen und nach Möglichkeit daran angepasst (Normierung) (vgl. Krassmann 2003, 87-88).

Zugleich bietet sich die Gelegenheit, die ausschließenden Zumutungen und für die vielen Menschen unerträglichen Konsequenzen neoliberaler Ideologien und Produktionsweisen zu verschleiern. Die Verschleierung erfolgt, indem auf das Scheitern „defizitärer“ Subjekte und Gruppen hingewiesen wird, die nicht nur nicht gewillt zu sein scheinen, sich den gesellschaftlichen Anforderungen zu stellen, sondern zudem das Gemeinwesen durch ihren Hang zur Abweichung belasten (vgl. Dollinger 2010, 445). Dies beinhaltet ein hohes Potential für soziale Diskriminierung (Furcht sucht immer einen Täterkreis), sie tendiert dazu, die sozialen und ökonomischen Ursachen für kriminelle Gewalt aus dem Blick zu verlieren und sie dadurch zu stärken (vgl. Thome 2007, 160).

4.8. Zusammenfassung: Die Jugend als Sündenbock der Gesellschaft

Legt man all die so eben erörterten Merkmale des Modells zugrunde, so kann man durchaus zu dem Schluss gelangen, dass die Jugend seit einiger Zeit als Sündenbock fungiert und herhalten muss.

Dass wir heute in einer Zeit mit vielerlei sozialen Spannungen, Verunsicherungen, Orientierungslosigkeit und verstärktem Konkurrenzkampf leben, kann wohl keiner mehr abstreiten. Die schon vor einigen Jahren einsetzenden Tendenzen der Globalisierung, Individualisierung und Entstrukturierung verstärken sich aktuell zunehmend (vgl. Hessel 1999, 7). Diese ziehen grundlegende Veränderungen in allen Lebensbereichen nach sich (vgl. Hessel 1999, 7). Aus den daraus resultierenden persönlichen Gefühlslagen wird eine Sündenbocksuche fokussiert. Dieser ist zum Einen nötig, um eine personifizierte Ursache für die unübersichtlichen Wandlungen in der Gesellschaft zu bekommen. Zum Anderen wird, übermittelt durch die Massenmedien, ein Sündenbock angeboten um von eventuellen Legitimationsdiffusionen und Machtverlusten, vielleicht auch um von Fehlentscheidungen der Politik, abzulenken (vgl. Krassmann 2003, 258).

Die Jugend als Sündenbock ist leicht zu identifizieren und sie ist in der Regel machtlos, da mit einer effizienten Gegenwehr nicht zu rechnen ist (vgl. Allport 1951, 58). Schon aufgrund des Alters, der körperlichen Gegebenheiten und der zumeist unorthodoxen Lebensart sind die Angehörigen dieser Altersgruppe leicht zu erkennen. Hinzu kommt die beständige Verfügbarkeit, somit können sie als tägliche Zielscheibe von verbalen Angriffen, Diskriminierungen und Vorurteilen dienen (vgl. Allport 1951, 59). Zwar sind Jugendliche aufgrund des demografischen Wandels nicht mehr überrepräsentiert auf der Straße anzutreffen, aber natürlich gibt es die junge Generation als solche noch und sie ist nach wie vor fester Bestandteil dieser Gesellschaft.

Vielleicht aber gerade auch aus diesem Grund, hat es den Anschein, als würden politische Entscheidungen und staatliche Finanzierungen im Jugendbereich „sang- und klanglos“ schwinden würden.

Jugendliche zeigen nur geringes Interesse für die Politik dieses Landes. Andererseits bearbeitet sie auch nicht die für Heranwachsende relevanten Themen. Jugendliche stehen nicht im Interesse der Leitungsebene (vgl. Böhnisch 2008, 198).

Es sind die seit Jahrhunderten festgeschriebenen und tradierten Vorurteile, die Jugendlichen heute zum Verhängnis werden (vgl. bastgen.com). Heranwachsende weichen

jugendtypischerweise von der geltenden Norm ab. Sie hinterfragen kompromisslos Werte, Normen und Moralvorstellungen, reiben sich an ihnen und überwerfen sich auch (teilweise temporär) mit ihnen. Dieses Experimentier- und Aushandlungsverhalten zeigt aber eine Normabweichung und wird schnell als abweichendes, dissoziales oder kriminelles Handeln abgestempelt. Ihnen werden durch diese Stereotypisierung auch Merkmale wie faul, asozial, laut, aggressiv, unfähig, usw. zugeschrieben (vgl. Lin 2002, 4).

Ebenfalls finden Überhöhungen und Verallgemeinerungen im Bereich der Jugendkriminalität statt (vgl. Thome 2007, 143). Dies wurde in den voran gehenden Kapiteln mehrfach dargestellt. Auffällig ist, dass durch einige extreme, schockierende Einzelfälle ein Bild der gesamten jungen Generation geprägt wird. Die Kriminalität im Jugendbereich liegt mit rund 5% an der Gesamtbevölkerung sehr niedrig. Allerdings sind andere Gewaltbereiche nicht so oft in „aufputschender Weise“ in den Medien zu sehen.

Da sich Jugendliche weder Beseitigen lassen (wie zum Beispiel Asylanten oder Flüchtlinge, die ausgewiesen werden können) noch sich in der Regel in dieser Entwicklungsphase anpassen wollen, haben sie schnell das Image eines Schuldigen (vgl. bastgen.com/ vgl. Lin 2002, 4).

Jugendliche sind keineswegs nur Unschuldengel und es soll auch nicht verschwiegen werden, dass sie durchaus Straftaten begehen, in risikobehaftete Subkulturen abtauchen und das öffentliche Leben durch Vandalismus und regel- und moralübertretende Verhaltensweisen stören (bastgen.com). Andererseits sind sie aber auch mehr als jede andere Altersgruppe auf Räume in der Öffentlichkeit angewiesen um sich selbst und ihr Verhalten auszuprobieren, damit zu jonglieren und Grenzen zu erfahren und auszutesten (vgl. Hurrelmann 2010, 132-133). Deshalb stehen junge Menschen unter besonderer Beobachtung bzw. Aufmerksamkeit der breiten Bevölkerung. Diese weisen auf eben diese Experimentier- und Proberhandlungen hin um auf dessen Grundlage Vorurteile, Verallgemeinerungen und Schmähungen vorzubringen. Somit werden Jugendliche Opfer ihres entwicklungsimmanenten Verhaltens. Jugendliche symbolisieren die Idee der Zukunft, des Neuen und der Innovation (vgl. Allport 1951, 59). In einer Gesellschaft, in der permanent alles Mögliche an Neuem auf die Bevölkerung „einprasselt“, ist es aber gerade das Innovative, was aus Unsicherheit heraus abgelehnt wird. Die Menschen sind mit so viel Veränderungen, Neuerungen und daraus resultierender Orientierungslosigkeit überfordert und wehren sich dagegen. Nun werden auch noch die letzten verbliebenen Sicherheiten an Werten, Normen, Moral und Verhaltenskodizes von einer Altersgruppe in Frage gestellt und sich ggf. darüber hinweggesetzt. So wird das Symbol des Neuen aufgrund der Angst vor der unsicheren Zukunft abgelehnt, ja teilweise sogar bekämpft.

Heranwachsende werden Opfer dieser Abwehrhaltung. Sie können sich dagegen nicht wehren, verstehen oftmals auch gar nicht, wofür sie eigentlich die Schuld bekommen und reagieren mit Hilflosigkeit, Überforderung und ihrerseits mit Abwehrhandlungen.

Die Mehrheit der jungen Menschen reagiert allerdings mit positivem Pragmatismus, gesteigerten Leistungsbemühungen und angepassten Verhaltensweisen auf die unterschwelligen Beschuldigungen der Bevölkerung (vgl. Allport 1951, 61/ Shellpresse).

Eine steigende Minderheit jedoch flüchtet sich in Scheinwelten im Internet (in der sie alles tun, erreichen und als Held anerkannt werden können). Wieder andere treten die Flucht in stimmungsverändernde Substanzmittel an, um sich besser zu fühlen, sich nicht mit Probleme und Belastungen auseinander setzen zu müssen und unter Gleichgesinnten zu sein.

Risikosportarten, bei denen man sich selbst spüren kann und die eigenen Grenzen immer ein bisschen weiter überschritten werden können, kennzeichnen den Rückzug und den Verweis auf das Selbst.

Die Jugendlichen suchen auch in Gewalthandlungen die Anerkennung, Selbstbehauptung und soziale Aufmerksamkeit, die ihnen sonst verwehrt wird. Mit aggressiven Taten demonstrieren

sie aber auch, dass sie ihrerseits Opfer für Vergeltung suchen. Diese Sündenböcke werden in dem Moment des Gewaltaktes für alle Kränkungen und Benachteiligungen, die sie erfahren haben, verantwortlich gemacht (vgl. Allport 1951, 61-62).

Über der Jugend wurde der Stab gebrochen. Sie können tun was sie wollen, sie sind entweder zu unterwürfig und angepasst oder zu aggressiv, zu sehr in Cliques und Subkulturen einbezogen oder zu aufdringlich, ihr Kleider-, Musik- und Kunststil ist entweder zu revolutionär, zu gedankenvoll oder zu inhaltsleer und schon einmal da gewesen (vgl. Allport 1951, 63).

Die Jugend steht unter dem generellen Verdacht, sie könnten durch ihre Taten und Verhaltensweisen, sowie dem Unterlassen einiger Handlungen und Bestrebungen, namenloses Unheil über die Gesellschaft und damit über jeden Einzelnen bringen (vgl. Allport 1951, 51-52). Daraus resultiert eine versuchte Abwehrhandlung gegen diese Bedrohung in Form von Sündenbockpraktiken.

Aus der ständigen Zurücksetzung und Benachteiligung einiger Menschen entsteht ein Gefühl der Frustration und Feindseligkeit. Mit Hilfe der Sündenbockpraktik versuchen sie, mit ihren Befürchtungen und vereitelten Hoffnungen umzugehen. Womit sie jedoch zeigen, dass sie nicht in der Lage sind, mit der Vielzahl der Überlastungen auf anpassungsfähige Weise fertig zu werden. Manche enttäuschte Menschen scheinen sich ihres eigenen Selbstwertgefühls nur dann sicher zu sein, wenn sie andere herabsetzen können (vgl. Allport 1951, 52-54).

Anderen, in der Regel Schwächeren und in diesem Fall Jugendlichen, soll es nicht besser gehen als ihnen. Sie haben die Bestrafung verdient.

Da die Jugend durch Massenmedien und Politik als Sündenbock angeboten wird, zum Beispiel durch die ständige Postulierung der steigenden Jugendkriminalität, ist die gedankenlose und unreflektierte Gesellschaft bereit, sich dieser Jagd anzuschließen. Allein würden sie vielleicht nicht auf den Gedanken kommen, einen Sündenbock zu suchen, aber so beteiligen sie sich, um die richtige Einstellung zu demonstrieren, die eigene Position zu sichern und die Gefahr abzuwenden selbst Opfer von Stigmatisierungen, Verurteilungen und Schmähungen zu werden (vgl. Allport 1951, 55-56).

Die Sündenbocksuche lässt sich auch manipulieren, steuern und instrumentalisieren, um beispielsweise eine Verschärfung des Strafrechtes oder eine regidere Praxis der Strafverfolgung durchzusetzen (vgl. Thome 2007, 151). In Deutschland konnte in den letzten Jahren beobachtet werden, wie die Bedeutung sozialer Programme in der Politik zugunsten einer populistischen Ausrichtung der Kriminal- und Sicherheitspolitik schwand (vgl. Krassmann 2003, 9). Jugendliche bzw. die Jugendkriminalität wurde als „nützlicher Feind“ genutzt um pragmatische Konzepte, vor allem in der polizeilichen Prävention, durchzusetzen (vgl. Krassmann 2003, 9). Politische innere Sicherheit im Sinne effektiver Kontrolle von Risikoträgern und Neutralisierung von Störern wird zu einer letzten Bastion staatlicher Sicherheitsversprechen (vgl. Krassmann 2003, 267). Die Unsicherheitsgefühle der Bevölkerung sollen dabei befriedigt, Legitimations- und Machtfragen beantwortet und ein Schuldiger identifiziert und greifbar werden, den man zugunsten der Einigung der Gemeinschaft opfern kann (vgl. Krassmann 2003, 258).

Da die Welt mit all ihren Veränderungen, Vernetzungen und Bedrohungen viel zu unübersichtlich geworden ist, muss eine Komplexitätsreduktion stattfinden um eine Übersichtlichkeit herzustellen. Dadurch wird dann eine Gruppe für die persönlichen und kollektiven Probleme angeklagt und man verläuft sich nicht in dem komplexen Zusammenspiel gesellschaftlich bedingter Kräfte (vgl. Allport 1951, 22-23). Bereits vorhandene Vorurteile stützen diese Anklage und werden als Beweise herangezogen (vgl. Allport 1951, 24). Der Sinn von Verallgemeinerungen und Vorurteilen ist der, schwer erklärbare und verwickelte Probleme auf eine vereinfachte Formel zu bringen, und zwar in die Richtung, in der man die Angelegenheit zu erklären wünscht (vgl. Allport 1951, 44).

Da der bundesrepublikanischen Gesellschaft im Zuge der Individualisierung und Pluralisierung ein Anomieschub attestiert wurde, ist die erste Kategorie des Sündenbockmechanismus in Deutschland gegeben (vgl. Scheithauer 2008, 65/ vgl. uni-konstanz.de). Auch die unterschwellige, bisweilen jedoch auch ganz direkte Anklage gegen die Jugend, ist in diesem Lande vorhanden und wird durch die Medien der breiten Bevölkerung unterbreitet und vermittelt. Anhand der spezifischen Merkmale Jugendlicher sind sie als Sündenböcke gut erkenn- und identifizierbar (vgl. uni-konstanz.de). Somit kann ihnen die Schuld für alle Unzulänglichkeiten der ganzen Gesellschaft aufgeladen werden. Deshalb erhalten sie auch nur einen marginalisierten und randständigen, oft defizitären und benachteiligten Platz in der Gesellschaft, womit eine Selektierung und Vertreibung aus der Mehrheitsgesellschaft stattgefunden hat und auch immer noch stattfindet (vgl. uni-konstanz.de).

Somit sind alle vier Kategorien des Sündenbockmodells erfüllt, die Jugend fungiert zur Zeit als Sündenbock für die Gesellschaft.

5. Fazit und Ausblick

Mit Individualisierung ist der Abbau von traditionellen Rollenvorschriften in der „emanzipierten“ Wohlstandsgesellschaft des Westens gemeint, mit der die Biografisierung eines Menschen aus vorgegebenen Festlegungen nach Herkunft, Geschlecht, Religion, Nationalität und Ethnie herausgelöst wird (vgl. Hurrelmann 2010, 55). Das Konzept der Individualisierung weist darauf hin, dass es Vor- und Nachteile der gesellschaftlichen Modernisierung gibt (vgl. Hurrelmann 2010, 55).

Für die beim Aufbau einer kommunikativen Kompetenz erfolgreichen Jugendlichen ergeben sich dadurch günstige Bedingungen für Selbstfindungsprozesse und biografische Reflexionen (vgl. Hurrelmann 2010, 55). Wer aber nicht erfolgreich ist, wer den Anforderungen nicht gerecht werden kann, der geht unter den Bedingungen der Herauslösung von Individuen aus ihren traditionellen Lebensformen und konventionellen Moralvorstellungen das Risiko einer sozialen Isolierung und des Scheiterns seiner selbstbewussten Identitätsbildung ein (vgl. Hurrelmann 2010, 55).

Eine Besonderheit der jungen Generation und daher auch besonders zu berücksichtigen ist, dass die Angehörigen der Lebensphase Jugend als Vorreiter einer modernen Lebensführung gelten, die auf die ökonomischen, kulturellen, sozialen und ökologischen Bedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft jeweils eine spontane und intuitive Antwort geben (vgl. Hurrelmann 2010, 8). Deshalb werden Jugendliche auch als „gesellschaftliche Seismografen“ verstanden, die in sensibler Weise auf die sich abzeichnenden gesellschaftlichen Entwicklungen eingehen (vgl. Hurrelmann 2010, 8).

In Zeiten der Entstrukturierung und Enttraditionalisierung fällt es den Jugendlichen schwer eine Orientierung zu finden und die daraus resultierenden Widersprüchlichkeiten und Ungewissheiten zu überwinden. Es fehlen richtungsweisende Vorbilder und die Anerkennung der Leistung, die Jugendliche in unsicheren Zeiten erbringen.

Ein wachsender Anteil von Jugendlichen ist durch diese komplexe Kombination der Entwicklungsanforderungen überfordert. Sie verfügen weder über die personalen noch über die sozialen Ressourcen, um den Belastungs-Bewältigungs-Prozess erfolgreich zu durchlaufen. Die Überforderung drückt sich in sozialen und gesundheitlichen Entwicklungsstörungen aus. Diese Störungen sind gewissermaßen der „Preis“, den Jugendliche für den heute typischerweise sehr hohen Grad der Selbststeuerung der Lebensführung mit der Chance zur individuellen Gestaltung der Biografie, zu zahlen haben (vgl. Hurrelmann 2010, 68).

Wer kann da aber noch von einer Auszeit sprechen, in der Jugendliche sich auf sich selbst, die Veränderungen ihres Körpers und die Herausbildung von Identität und Charakter konzentrieren sollen? Diese Zeit, ein Bild, eine Vision von sich selbst zu entwickeln, neben Identität und Persönlichkeit, wird den jungen Menschen nicht mehr gewährt. Eine Auszeit, sich zu entwickeln, etwas auszuprobieren, sich an den Eltern und ihren Werten, Normen und Moral zu reiben, wird nicht als Arbeit oder wichtige Entwicklung begriffen. Die Jugendlichen werden als faul angesehen, weil sie augenscheinlich nicht primär die normativen Entwicklungsaufgaben bewältigen. Wobei die Frage bleibt, ob Jugendliche nicht genau das tun, die lebensalterbedingten Entwicklungsaufgaben bewältigen um dann einem Vergesellschaftungsprozess Stand halten zu können.

Junge Leute fordern deshalb gerade heute sozialmoralische Regeln ein, die für alle verbindlich sind und an die sich alle halten. Eine funktionierende gesellschaftliche Moral ist für sie auch eine Voraussetzung, ihr Leben eigenverantwortlich und unabhängig gestalten zu können.

In Städten sehen sich vor allem Jugendliche der Situation gegenüber, dass die funktionale Belegung großer Teile ihrer Umgebung durch Häuser, Verkehrswege und Einkaufsläden eigene räumliche Entfaltungsmöglichkeiten erschwert. Sie werden dazu gedrängt, ihre Bedürfnisse nach Erlebnis und Erfahrung an ökologischen Nebenschauplätzen und in baulichen Randzonen zu verwirklichen, abseits gelegene Orte als ihr Territorium in Besitz zu nehmen oder Teile der Öffentlichkeit wie etwa U-Bahn- Gelände, öffentliche Plätze oder Parks vorübergehend zu eigenen „Räumen“ umzufunktionieren, um ihre Aktivitäten entfalten zu können (vgl. Hurrelmann 2010, 132-133).

Auch durch diesen randständigen Platz in der Gesellschaft, hat es für manche Jugendlichen den Anschein, dass die Einrichtung der Jugendphase nur noch die Funktion hat, der Gesellschaft und ihren etablierten Erwachsenen den Erhalt ihrer Positionen und ihrer Macht durch die Einhaltung der Generationenhierarchie zu garantieren, den Jugendlichen selbst aber den Zugang zu ihr, die aktuelle Integration und Teilhabe angesichts hoher, früh erreichter soziokultureller Selbständigkeit, zu verwehren (vgl. Böhnisch 2008, 147).

Dies bildet sich in einer Jugendpolitik ab, die Jugendliche fast nur noch als Problem- und Risikogruppe und kaum mehr als positiven gesellschaftlichen Faktor thematisiert (vgl. Böhnisch 2008, 147).

Dass unter diesen Umständen gerade den Jugendlichen, die biografisch und in ihren Herkunftsmilieus sozial nie „zum Zuge“ gekommen sind, alles recht ist –bis hin zur Gewalt-, um auf sich aufmerksam zu machen und zeigen zu können, wer man ist, kann nach diesen Überlegungen nicht mehr verwundern. Verlust an Selbstwert, mangelnde soziale Anerkennung und Wirksamkeit und „ungerichteter“ Integrationsdruck liegen im Spektrum der Entstrukturierung des Jugendalters eng beisammen (vgl. Böhnisch 2008, 147).

Jugendtypische Verhaltensweisen, die vor wenigen Jahrzehnten noch als normal galten, werden heute nur allzu schnell pathologisiert und kriminalisiert (z.B. Schulhof-Schlägerei), ohne den Blick dahingehend zu schärfen, was für eine Funktion oder Bedeutung das Verhalten des Jugendlichen haben könnte. Das gesellschaftlich gesehene dysfunktionale Verhalten kann ein lebensweltlich gesehen, funktionales Verhalten oder eine Anpassungsleistung für den Jugendlichen darstellen. Denn in der ausgeübten Gewalt oder abweichenden Verhaltensweisen stecken nicht selten der (unbewusste) Versuch, auf sich aufmerksam zu machen, Selbstwert und Handlungsfähigkeit (zumindest in der Gewaltsituation) zu erlangen, weil einem die biografischen Ressourcen und sozialen Zugänge zu „normgerechten“ Formen der Selbstwertschöpfung und des erfolgreichen sozialen Handelns fehlen (vgl. Böhnisch 2008, 68). Ähnlich wie es sich zuvörderst an der subjektiven Handlungsfähigkeit und erst in der zweiten Linie an der sozialen Norm orientiert, kalkuliert der Jugendliche nicht zuerst die späteren sozialen Folgen seines Handelns, sondern ist an der

situativen Wiederherstellung der Handlungsfähigkeit aus der aktuellen biografischen Befindlichkeit heraus orientiert (vgl. Böhnisch 2008, 70). Die Suche nach sozialer Anerkennung, sozialer Orientierung und Selbstwirksamkeit ist in krisenhaften Bewältigungskonstellationen, die ja eine Bedrohung des Selbst mit sich bringen, emotional strukturiert.

Die mit anomischen Zuständen einhergehende Orientierungslosigkeit der Menschen konstituiert sich nicht zu erst als subjektives Problem, sondern allein in seiner sozialstrukturellen Bedingtheit (vgl. Böhnisch 2006, 27). Aus diesem Grund sind Kriminalität und Abweichung nicht als individuelle Phänomene aufzufassen, sondern zum einen auf soziale Verhältnisse zu beziehen und zum anderen auf gesellschaftliche Deutungs- und Aushandlungsprozesse (vgl. Krassmann 2003, 38).

In diesem Sinne ist abweichendes Verhalten vor allem das, was die Gesellschaft und Politik als abweichend definieren (vgl. Krassmann 2003, 40).

Öffentliches, über Massenmedien vermitteltes Reden zu den „sozialen Ursachen“ von Kriminalität und Gewalt dienen generell dazu, öffentlich „Unbehagen in der Kultur“ über ökonomische und gesellschaftliche Entwicklungen zu artikulieren (vgl. Dollinger 2010, 198). Folglich werden Sicherheitsapparate ausgebaut, Kontrollstrategien erweitert und zumindest für schwere Delikte die Strafen verschärft. Die Gewaltneigung einer Gesellschaft drückt sich aber nicht nur in kriminell- verbrecherischen Handlungen einzelner Täter aus, sondern auch in bestimmten Formen staatlich sanktionierter kollektiver Gewaltanwendungen (vgl. Thome 2007, 159). Beides, Gewaltkriminalität und Punitivität sind tendenziell umso stärker ausgeprägt, je schärfer der ökonomische Wettbewerb ist und je umfassender er die sozialen Beziehungen durchdringt (vgl. Thome 2007, 159). Rücksichtsloser wirtschaftlicher Konkurrenzkampf bedeutet oft, dass der Erfolg eines Menschen den Zusammenbruch eines anderen Menschen erfordert (vgl. Allport 1951, 72). Wenn man sich dann selbst von Schuld entlasten und sein Selbstwertgefühl schützen will, oder weil eine frustrierende Situation als schwierig und drängend empfunden wird und das Bedürfnis entsteht, eine solche Situation zu verändern, wird der Sündenbockmechanismus attraktiv und fokussiert (vgl. Lin 2002, 1). Besonders in Zeiten der Depression, wie zum Beispiel bei Krieg, Hungersnöten, Revolution oder schlechter Wirtschaftslage, werden die Beweggründe einen Sündenbock zu suchen verstärkt und die Jagd auf Sündenböcke nimmt zu. Schon in „normalen“ Zeiten wird die plötzliche Regung verspürt, andere für das eigene Missgeschick verantwortlich zu machen. Dieser Impuls wächst in Zeiten heftiger sozialer Spannungen ins Gigantische (vgl. Allport 1951, 8).

Wirtschaftliche Unsicherheit ist deshalb eine „Brutstätte“ für Gefühle der Enttäuschung und der Furcht, die wiederum Teile des Nährbodens für Sündenbockpraktiken abgeben (vgl. Allport 1951, 72). Eigene Unfähigkeit und Schuld wird dabei verdrängt, wobei die Frage nach Recht und Ordnung keine Rolle spielt (vgl. bastgen.com). Es ist ein Abwälzen schuldhafter Verantwortung oder das Übertragen von Sorgen (vgl. Allport 1951, 7).

Eine Sündenbockpraktik ist schon dann in vollem Gange, wenn ein Geschäftsmann nach einem schlechten Tag im Büro auf seine Frau losschimpft, weil ihr irgendein Missgeschick beim Kochen unterlief oder wenn seine Frau dem kleinen Jungen einer kleinen Unachtsamkeit wegen eine schallende Ohrfeige gibt, nachdem sie beim Bridge um ein Haar gewonnen hätte (vgl. Allport 1951, 13). Da dieser Sündenbockmechanismus im Kleinen und in ganz alltäglichen Situationen, aber auch auf gesellschaftlicher Ebene als ein universelles und zu jeder Zeit existentes Phänomen ist, könnte die Unwissenheit über bzw. die allgemeine Nutzung dieser Praktiken die Erklärung sein, warum so wenig Literatur zu diesem Thema zu finden ist (vgl. Allport 1951, 8). Deshalb und aufgrund des immer extremer anmutenden Umgangs mit Jugendlichen, war es umso dringlicher, eine Arbeit genau darüber zu schreiben. Ziel war, das Modell wieder ins Gedächtnis zu rufen, um aufzudecken was zur Zeit in der

Gesellschaft kollektiv vor sich geht und um eine Erklärung dafür zu finden bzw. anzubieten. Der technische Vorgang der Verfahrensweise, die bei Sündenbockpraktiken eine Rolle spielt, sollte offen gelegt werden (vgl. Allport 1951,70). Und es ging um die Erkenntnis der Art und Weise, wie die Verfolgung von Sündenböcken den Demagogen und anderen Feinden der Gesellschaft willkommenes Werkzeug in die Hände spielt (vgl. Allport 1951,71).

Die Jugend wird zum Sündenbock einer ganzen Gesellschaft gemacht um die diffuse Verunsicherung, Orientierungslosigkeit, multifaktorielle Angst und Sorgen vor der Zukunft und steigende Benachteiligungen zu kanalisieren und einen Schuldigen zu haben, an dem die Frustrationen, Aggressionen und Gewaltfantasien abreagiert werden können. Die Gesellschaft hat ein einendes Thema gefunden, nämlich den zumeist unbegründeten Missmut gegenüber jungen Menschen. Teilweise Jahrhunderte alte Vorurteile und Verallgemeinerungen können angebracht werden und stützen und vertiefen das Negativbild. Die Massenmedien tun ihr übriges dazu, in dem dramatische Einzelfälle, teilweise über Wochen, in allen Facetten gezeigt und aufbereitet werden. Wer könnte sich da der Programmatik noch entziehen oder die gezeigten Tatsachen realistisch einschätzen?

Die junge Generation hat es aus den dargestellten Gründen aktuell nicht leicht in diese Gesellschaft hinein- und unter den gegebenen Umständen aufzuwachsen. Sie wird es zunehmend schwerer haben, sich gesellschaftspolitisch Gehör zu verschaffen und Jugendliche werden große Bemühungen unternehmen müssen, um die für ihre Belange wichtigen materiellen Ressourcen zu gewinnen bzw. zugestanden zu bekommen (vgl. Hurrelmann 2010, 15). Deshalb ist es umso wichtiger, dass die Soziale Arbeit diese Entwicklung in den Blick nimmt und sich anwaltlich vor die Heranwachsenden stellt und die Erfüllung der existenziellen Bedürfnisse einfordert. Jugendliche haben in ihrer Entwicklungsphase nicht die Möglichkeiten dies für sich selbst zu tun, sie sind somit auf Hilfe von außen angewiesen. Da die Gesellschaft und Politik nur bedingt bis gar nicht diese Hilfestellung gibt, ist die Soziale Arbeit, eventuell mehr denn je, gefragt, für den gesellschaftlichen Nachwuchs unterstützend und fast beschützend einzugreifen.

Veränderungen werden nur geschaffen, indem man auf das soziale Milieu einwirkt, gesellschaftliche Ansichten und überfordernde Erwartungen verändert und benachteiligende sozialstrukturelle Entscheidungen anprangert und nicht, indem man moralische oder politische Grundsätze verkündet (vgl. Krassmann 2003, 101). Auch das Einreden eines schlechten Gewissens mit der „Moralkeule“ unterstützt durch Vorurteile und Verallgemeinerungen sind wenig hilfreich.

Ebenso wenig hilfreich sind die aktuellen politischen und polizeilichen Bestrebungen mit härteren Sanktionen und regideren Programmen gegen Jugendkriminalität vorzugehen. Zum Einen, weil diese, wie schon oben gesagt, nicht steigt, sondern viel mehr seit Jahren relativ konstant ist und zum Anderen, weil inzwischen bekannt ist, dass härtere Sanktionen Kriminalität und Gewalt nicht reduzieren. Daraus kann eigentlich nur die Erklärung folgen, dass diese bislang gar nicht reduziert werden soll, sondern vielmehr weiterhin als Bühne für mehr Überwachung, strategischer Entfernung von Risiko- und Störungspotenzial, Legitimation und Demonstration von Machtverhältnissen fungieren soll.

Die Soziale Arbeit hat die Aufgabe, diesem Zustand entgegen zu wirken. Dazu ist zuvörderst Aufklärungsarbeit bei der breiten Bevölkerung von Nöten um mit den gängigen und durch Massenmedien verbreiteten Gerüchten, Vorurteilen, Verallgemeinerungen und Schmähungen gegenüber Jugendlichen aufzuräumen. Daraus würde sich besten Falls eine Aufmerksamkeit entwickeln, deren sich auch die Politik und Führungselite des Landes nicht mehr entziehen könnte. Folglich müssten auch wieder mehr Projekte und Arbeitsbereiche in der Jugendarbeit finanziert werden. Und das wäre die Chance der Sozialen Arbeit, zu beweisen, dass man Jugendkriminalität, Gewalt und delinquente Verhaltensweisen mittels Unterstützung, Anerkennung, Vertrauen, angemessenen Anforderungen, Orientierung, Grenzsetzung und

Begleitung mindern kann. Natürlich nur in Kombination mit strukturellen Veränderungen, die Jugendarmut, Jugendarbeitslosigkeit und ungleiche Chancenverteilung mindern und verhindern. Dann hätten Jugendliche auch in Zeiten von Globalisierung, Individualisierung und Entstrukturierung die Chance in gesunden Verhältnissen aufzuwachsen und sich positiv zu entwickeln, mit allen nötigen Kompetenzen um mit den sich verändernden Anforderungen in der Gesellschaft zurecht zu kommen. Somit hätte die junge Generation auch wieder die Energie und den sozialen Rückhalt um in der Gesellschaft als Motor für Innovation zu fungieren und so den Fortbestand dieses Landes zu sichern.

Zu beachten ist, dass das Vermögen der Menschen (also auch der Jugendlichen), mit sich selbst zurechtzukommen entscheidend davon abhängt, wie sie sich in der Gesellschaft zurechtfinden. Dies wiederum ist davon beeinflusst, wie in sich ausbalanciert die Sozialstruktur der Gesellschaft ist. „In sich ausbalanciert“ bedeutet hier, dass eine Gesellschaft das, was sie ihren Mitgliedern zentral verheißt, wie soziale Teilhabe und biografische Realisierung eines befriedigenden sozialen Status, auch für diese erreichbar werden lässt. Soziale Benachteiligung entsteht dort, wo bestimmten Gruppen der Zugang zu diesen gesellschaftlich Verheißungen und anerkannten Werten (z.B. Prestige, höheres Einkommen, Bildung) durch Schichten, Grenzen und Diskriminierung verwehrt oder erschwert werden. Soziale Benachteiligung bei jungen Menschen liegt vor allen Dingen in defizitären Sozialisationen in den Bereichen Familie, Schule, Ausbildung, Berufsleben und der sonstigen Umwelt vor (vgl. Scheithauer 2008, 333).

Ist die Ausbalancierung einer Gesellschaft dagegen nicht (mehr) gegeben, kann der Zustand der Anomie, der subjektiv gefühlten Regellosigkeit eintreten. Betrachtet man die Entwicklungen in Gesellschaft und Politik befindet sich dieses Land auf bestem Wege einen Zustand der Anomie zu erreichen und Macht, Einflussnahme und Besitz bei wenigen privilegierten Gruppen zu konzentrieren (vgl. Scheithauer 2008, 333).

6. Literatur- und Quellenverzeichnis

- Albert, Mathias/ Hurrelmann, Klaus/ Quenzel, Gudrun (2010): Jugend 2010. 16. Shell Jugendstudie; Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag
- Albrecht, Peter- Alexis/ Lamnek, Siegfried (1979): Jugendkriminalität im Zerrbild der Statistik. Eine Analyse von Daten und Entwicklungen, München: Juventa Verlag
- Allport, Gordon W. (1951): Treibjagd auf Sündenböcke, Berlin-Wilmersdorf: Christian Verlag
- Böhnisch, Lothar (2006): Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung, Weinheim; München: Juventa Verlag
- Böhnisch, Lothar (2008): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung, Weinheim; München: Juventa Verlag
- Dollinger, Bernd/ Schmidt-Semisch, Henning (Hrsg.) (2010): Handbuch Jugendkriminalität. Kriminologie und Sozialpädagogik im Dialog, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Eisenhardt, Thilo (2005): Dissoziales Verhalten. Ursachen und Prävention. Eine psychologische Neubewertung im Kontext von Stresstheorie und Umweltpsychologie, Frankfurt a..M.: Europäischer Verlag der Wissenschaften
- Hessel, Aike/ Geyer, Michael/ Brähler, Elmar (Hrsg.) (1999): Gewinne und Verluste sozialen Wandels. Globalisierung und Deutsche Wiedervereinigung aus psychosozialer Sicht, Opladen; Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Hurrelmann, Klaus (2010): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, Weinheim; München: Juventa Verlag
- Krassmann, Susanne (2003): Die Kriminalität der Gesellschaft. Zur Gouvernamentalität der Gegenwart, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft
- Luther, Martin (1984): Die Bibel, Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft
- Popp, Ulrike/ Tillmann, Klaus-Jürgen 2005: Sozialisation- Eine Einführung. Hagen: Fernuniversität Hagen
- Raithel, Jürgen/ Mansel, Jürgen (Hrsg.) (2003): Kriminalität und Gewalt im Jugendalter. Hell- und Dunkelfeldbefunde im Vergleich, Weinheim; München: Juventa Verlag
- Reinders, Heinz/ Wild, Elke 2003: Jugend als Moratorium. Opladen: Leske+Buderich
- Scheithauer, Herbert/ Hayer, Tobias/ Niebank, Kay (Hrsg.) (2008): Problemverhalten und Gewalt im Jugendalter. Erscheinungsformen, Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention, Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer

Thome, Helmut/ Birkel, Christoph (2007): Sozialer Wandel und gewaltkriminalität. Deutschland, England und Schweden im Vergleich, 1950 bis 2000, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Internetquellen

www.bastgen.com/downloads/wartestand/suendenboecke.pdf (Stand 01.08.2011)

Dittmann, Jörg (2005): Entwicklung der Kriminalitätseinstellungen in Deutschland- eine Zeitreihenanalyse anhand allgemeiner Bevölkerungsumfragen, online unter: www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.42836.de/dp_468.pdf (Stand 01.08.2011)

<http://www.enzyklo.de/Begriff/Suendenboeck> (Stand 01.08.2011)

Kania, Harald (2000):Kriminalitätsdarstellung in den Massenmedien in: Bundesministerium der Justiz (Hrsg.): Kriminalität in den Medien, online unter: www.berlin.de/imperia/md/content/ib-ikbgg/praevention/opfervongewaltundkriminalitaet/kriminalitaetsfurcht/ibg_12_2003_11_kania.pdf?start&ts=1193740543&file=ibg_12_2003_11_kania.pdf (Stand 01.08.2011)

Lin, Susanne (2002):Vourteile überwinden- eine friedenspädagogische Aufgabe. Grundlegung und Darstellung einer Unterrichtseinheit, online unter: <http://www.fiedenspaedagogik.de> (Stand 01.08.2011)

<http://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/texte/84.html> (Stand 01.08.2011)

[www.uni-konstanz.de/kulturtheorie/Texte/krass Einleitung Workshop Maertyrer.pdf](http://www.uni-konstanz.de/kulturtheorie/Texte/krass_Einleitung_Workshop_Maertyrer.pdf) (Stand 01.08.2011)

www.psychology48.com/deu/suendenboecktheorie/suendenboeck (Stand 01.08.2011)

http://www.shell.de/home/deu/aboutshell/our_commitment/shell_youth-study/2010/ (Stand 26.04.2011)

<http://www.sueddeutsche.dehttp://www.sueddeutsche.de/politik/shell-jugendstudie-die-lauernde-angst-vor-dem-absturz-1.999831> (Stand 26.04.2011)

[http://www_static.shell.com\(static\(deu/downloads/aboutshell/our_commitment/shell_youth_study/2010/youth_study_2010_press_release_140910.pdf](http://www_static.shell.com(static(deu/downloads/aboutshell/our_commitment/shell_youth_study/2010/youth_study_2010_press_release_140910.pdf) (Stand 26.04.2011)

7. Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich, dass die vorliegende Arbeit ohne fremde Hilfe selbständig verfasst und nur mit den angegebenen Quellen und Hilfsmitteln angefertigt wurde.

Wörtliche oder dem Sinn nach aus anderen Werken entnommenen Stellen sind in allen Fällen, unter Angabe der Quelle, kenntlich gemacht.

Stade, 27. Februar 2012

Jessica Wudke

8. Anhang

Die folgenden Seiten sind Auszüge aus einer Power-Point-Präsentation von Herrn Prof. Dr. Krüger. Diese wurde im Rahmen des Seminars Gruppendynamik im 4. Semester (TPS Schulsozialarbeit und TPS Bildung, Kultur und Medien) gezeigt. Sie ist an der Hochschule im Netzwekcomputer im Public Ordner unter Krüger zu finden.